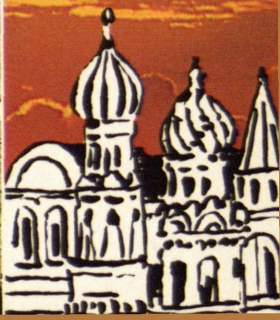
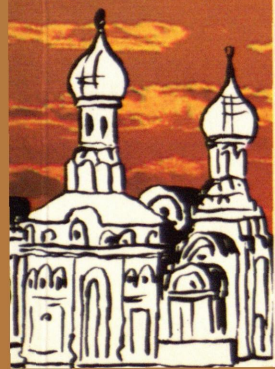
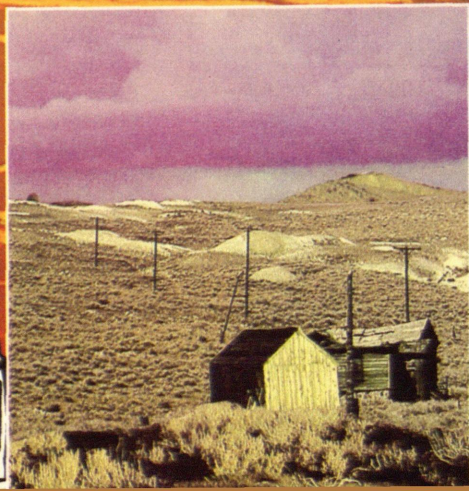


# LICHT dem Osten

Arno Pagel

Zeugen Jesu Christi  
in Rußland









Arno Pagel

# Licht dem Osten

Zeugen Jesu Christi  
in Rußland

**FRANCKE**  
Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

**Pagel, Arno:**

Licht dem Osten : Zeugen Jesu Christi in Rußland / Arno Pagel. –

Marburg an der Lahn : Francke, 1990

(Edition C : C ; Nr. 310)

ISBN 3-88224-862-9

NE: Edition C / C

Alle Rechte vorbehalten

© 1990 by Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

3550 Marburg an der Lahn

Umschlaggestaltung: Herybert Kassühlke

Gesamtherstellung: St.-Johannis-Druckerei, 7630 Lahr

Edition C, Nr. 310

# Inhalt

Vorwort . . . . .	6
Felician von Zaremba. . . . .	7
Friedrich Wilhelm Baedeker . . . . .	36
Modest Modestowitsch Korff . . . . .	64
Paul Nicolay (Pavel Nicolajewitsch). . . . .	89
Mathilda Wrede . . . . .	117
Jenny Eugenia de Mayer . . . . .	143

# Vorwort

»Licht dem Osten« heißt der Titel unseres Buches. »Der Osten« ist ein sehr umfangreicher geographischer Begriff. Hier ist er speziell auf Rußland bezogen, und zwar auf das Rußland vor der bolschewistischen Revolution. Zum riesigen Zarenreich gehörte auch Finnland, darum ist es auch berücksichtigt. Vor allem im letzten Beitrag ist die zeitliche Grenze von 1917 überschritten; etwas von der Geschichte der Leiden und Verfolgungen, aber auch der Glaubenstreue der Christen unter dem Sowjetsystem tritt ins Blickfeld.

Der wesentliche Inhalt des Bandes beschäftigt sich mit geistlichen Bewegungen und Persönlichkeiten, die für das Reich Gottes in Rußland besondere Bedeutung haben. Es handelt sich nur um einen Ausschnitt, aber doch einen wichtigen, der immer wieder zum Staunen Anlaß gibt. Zum Beispiel ist viel von einer Erweckung die Rede, die 1874 in St. Petersburg, der damaligen Hauptstadt (heute: Leningrad) begann und viele hochgestellte Personen in der Umgebung des Zaren (Kaisers) erfaßte. Aber genauso wurden Bauern und Kutscher davon ergriffen, und alle beugten gemeinsam ihre Knie vor Jesus, ihrem höchsten Herrn, und wurden seine Bekenner.

Wir begleiten jene evangelischen, bibelgläubigen Christen, die man »Stundisten« nennt, an ihre Verbannungsorte. Herzbewegend sind die Berichte vom Wirken Friedrich Wilhelm Baedekers und Mathilda Wredes unter den Gefangenen, bis hin in die Einöden Sibiriens. Und einmalig und einzigartig ist die Tätigkeit der Rotkreuzschwester Jenny de Mayer unter den Mohammedanern in Russisch-Mittelasien. Nicht vergessen ist auch die Erweckung unter Studenten in dem Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg.

Ja, es ist viel Licht und Liebe in den Osten getragen worden. Das kann dem Leser dankbar das Herz erwärmen und ihn zur Hoffnung und Fürbitte auch für das heutige Rußland bewegen.



# Felician von Zaremba

## 1794–1874

### *In den russischen Staatsdienst?*

Missionsfreunde singen gern das Lied »Die Sach' ist dein, Herr Jesu Christ, die Sach', an der wir stehn«. Dessen erste beide Strophen hat Samuel Preiswerk (1799–1871) im Jahre 1829 gedichtet. Er war damals Lehrer am Missionshaus in Basel. Später wurde er Oberpfarrer (Antistes) am Basler Münster. Das beliebte Lied hat aber noch eine dritte Strophe, und diese lautet:

*Du starbest selbst als Weizenkorn  
und sankest in das Grab;  
belebe denn, o Lebensborn,  
die Welt, die Gott dir gab.  
Send Boten aus in jedes Land,  
daß bald dein Name werd bekannt,  
dein Name voller Seligkeit.  
Auch wir stehn dir zum Dienst bereit  
in Kampf und Streit, zum Dienst in Kampf und Streit.*

Der Verfasser des Verses, der polnische Graf Felician von Zaremba, hat eine sehr interessante Lebensgeschichte, der wir uns im folgenden zuwenden wollen.

Felician, den Glücklichen, nannten Hauptmann von Zaremba-Kalinow und seine Frau Sophie, geb. Krasinsky, ihr Söhnchen, das am 15. März 1794 auf dem Gut Zaroy bei Grodno, unweit der Grenze zwischen Polen und Litauen – beide Länder standen damals unter russischer Oberhoheit –, geboren wurde. Vater und Mutter waren Glieder alter, angesehener Adelsfamilien, die sich mitten in einem katholischen Land zum evangelisch-reformierten Glauben bekannten.

Felician verlor schon in den frühesten Kindheitsjahren seine Mutter und als Neunjähriger auch den Vater. Dieser hatte seine militärische Laufbahn im preußischen Heer unter Friedrich dem Großen begonnen und beendete sie in russischen Diensten. Ein Onkel nahm sich des Verwaisten und seiner jüngeren Schwester an. Sein Gut Ozupin in der Nähe der Stadt Plozk an der Düna war

fortan die Heimat der Kinder. Felician hatte es bei dem Onkel gut. In sozialer Hinsicht vertrat dieser Ideen und im praktischen Umgang mit seinen Bauern verhielt er sich so, wie das bei reichen Grundbesitzern jener Zeit höchst ungewöhnlich war. Es herrschte damals in Rußland noch die Leibeigenschaft, und auf den Nachbargütern wurden die Bauern oft schlimmer als das Vieh behandelt. Der Onkel sah in ihnen aber Menschen, mit denen er gerecht und rücksichtsvoll zu verkehren hatte. Das beeindruckte den kleinen Felician sehr.

Dem Onkel lag das körperliche, gesundheitliche und geistige Wohl seines Pflegesohnes in gleicher Weise am Herzen. Der Neffe lernte drei Sprachen, die ihm von Hause aus fremd waren: das Russische, Französische und Deutsche. Seine Muttersprache war Polnisch. Ein vielseitig gebildeter Hauslehrer aus Hamburg wurde vom Onkel mit Felicians Erziehung betraut. In geistlicher Hinsicht allerdings konnte er von seiner Umgebung, der lebendiger Christusglaube fremd war, nichts empfangen.

Aus der häuslichen Unterweisung, wie sie in den Adelshäusern üblich war, brachte der Pflegevater den Jungen dann eines Tages in ein Gymnasium im baltischen Dorpat. Dort nahmen sich tüchtige Lehrer und Erzieher seiner an. Er lebte jetzt in einer völlig deutschen Umgebung. In Dorpat bestand auch eine deutsche Universität, in der sich Felician nach dem Schulabschluß für das Studium der Staatswissenschaften einschreiben ließ. Er hoffte, daß er später in den russischen Staatsdienst eintreten konnte.

In die Zeit der Dorpater Schuljahre fielen bedeutsame weltgeschichtliche Ereignisse und Entscheidungen, die ganz Europa und auch das Russische Reich betrafen. Der französische Eroberer Napoleon war bis nach Moskau vorgedrungen. Dort aber war seine Macht angesichts der brennenden Stadt im russischen Winter zerbrochen worden. Dieser Sturz des Maßlosen bewirkte bei vielen in Rußland eine tiefe innere Wandlung. Sie sahen darin Gottes Eingreifen und Walten. Der damals regierende Zar Alexander I. ging seinem Volk in einer bewußten Hinwendung zum Gottes- und Christusglauben voran. Er bekannte Christus als den Herrn der Welt, vor dem »alle Herrschaften und Fürstentümer und Gewalten sich beugen müssen«. In kaiserlichen Manifesten rief er seine Untertanen zum Dank und Preis dieses Herrn auf.

Diese Kundgebungen las auch Zaremba, und dadurch trat für

ihn eigentlich zum erstenmal der Name Jesu Christi bewußt ins Blickfeld. In dem mehr oder weniger seichten, aufklärerischen Religionsunterricht, den er bisher »genossen« hatte, war der Name Christus kaum je genannt worden. Und nun bekannte sich der Herrscher aller Russen zu ihm! Ob er – Felician von Zaremba – sich mit diesem Jesus nicht auch einmal gründlich auseinandersetzen müsse?

Auf die Dorpater Studienzeit folgte noch ein Jahr in Moskau. Danach ging es nach Dorpat zurück, wo Zaremba im November 1816 den philosophischen Doktorgrad erwarb. War jetzt nicht der Weg frei für den Staatsdienst, wie er dem jungen Akademiker als Beruf vorschwebte? Es sah ganz so aus, als Felician in der Hauptstadt St. Petersburg in das »Reichskollegium der auswärtigen Angelegenheiten« aufgenommen wurde. Steil konnte von dort die Karriere nach oben führen. Doch Gott hatte mit dem jungen polnischen Grafen einen ganz andern Weg vor.

### *Begegnung mit Jung-Stilling*

All dem, was wir bisher vom Leben und Werdegang Zarembas kennengelernt haben, müssen wir noch etwas hinzufügen, was er selber später im Rückblick auf seine Jugend mit den folgenden Worten formuliert hat: »Ein Schmächteln und Sehnen nach einem Höheren, einem Reinen, das ich ahnte, überragte von zarter Kindheit an alles andere Bedürfnis und bildete den eigentlichen Charakter in mir.« Er war ein Suchender, der nicht zur inneren Ruhe fand.

Am Ende des Sommers 1817 machte der junge Diplomat die weite Reise von 150 Stunden von Petersburg zu seinem Onkel auf das Gut an der Düna. Wie genoß er die schönen Wochen in der Jugendheimat! Der Abschied fiel ihm – und auch dem Onkel – sehr schwer. Nach Petersburg zurückgekehrt, erlebte er an einem Septembertag etwas, von dem es in den von ihm niedergeschriebenen Erinnerungen heißt: »Noch ergreift mich eine Art Schauer der Rührung, wenn ich dessen gedenke. Es war ein Eingreifen Gottes in meinen Gang, unabsehbar folgenreich für mich – ein Geschenk des ewigen Erbarmers.« Worum handelte es sich?

Anläßlich eines Spaziergangs trat Felician bei einem früheren

Studienfreund ein. Zu seiner Überraschung traf er diesen beim Lesen einer deutschen Bibel. Er selber kannte die Bibel bisher nur als Schulbuch oder als ehrwürdiges Prunkstück. Daß jemand mitten im Alltag darin las – das hatte er niemals erlebt, und er selber wäre nie auf einen solchen Gedanken gekommen. Mit begeisterten Worten pries der Freund seinem Besucher die Bibel als das wichtigste aller Bücher, als das Wort Gottes an alle Menschen. Es kam zu einem langen Nachtgespräch zwischen den beiden über die tiefsten Fragen des Menschenlebens, die nach der Meinung des Freundes im Bibelbuch ihre endgültige Antwort gefunden hatten.

Der Studiengenosse beschwor Zaremba, die Evangelien zu lesen. Das tat dieser auch, sie blieben ihm aber weithin ein unverständliches, verschlossenes Buch. In seiner Hilflosigkeit fiel ihm ein, daß einmal einer seiner Dorpater Lehrer ein Buch empfohlen hatte, »das viele Lebensrätsel aufschließt«. Es handelte sich dabei um die berühmte »Lebensgeschichte« des aus dem Siegerland stammenden Pietisten, Augenarztes und Schriftstellers Johann Heinrich Jung-Stilling (1740–1819). Er machte sich an die Lektüre, deren Wirkung gewaltig war und für ihn lebensentscheidend wurde. Seine eigenen Worte darüber lauten:

»Dieses Buch wurde in Gottes Hand das Segenswerkzeug für mein Inneres. Es war der Schlußstein der ganzen Reihe meines Lernens, Sinnens und meiner Führungen bis 1817 . . . Unter dem Lesen des Lebens von Stilling war ich innerlichst ergriffen von der Wahrheit: In Jesu ist die Erscheinung des wahren Gottes selbst. Er kam zur Rettung der Menschheit. Nach der Vollendung seines Werkes herrscht er zur Ausführung des Ratschlusses der ewigen Liebe, und er ist nahe jedem, der ihn anruft. Es riß mich hin die volle Gewißheit, die mich durchdrang, daß auch ich an ihm einen vertrauten, zuverlässigen, mehr als erbarmenden Freund besitzen kann, der zugleich die Wahrheit selber ist.«

### *»Zögling« in Basel*

Felician hatte schon lange vorgehabt, eine Reise ins Ausland zu machen. Er hatte den Plan mit seinem Onkel und seinen Vorgesetzten erörtert. Es sollte ursprünglich eine Art Fortbildungsreise

sein. Aber jetzt leuchtete ein anderes Ziel dafür auf: Nachdem sich ihm die Bibel in ihrer Wahrheit und Herrlichkeit erschlossen hatte und er fortan sein Leben nach diesem göttlichen Wort führen wollte, erfaßte ihn das Verlangen, Menschen zu suchen und zu finden, »die nach der Bibel leben«. Er meinte, die Nachfolge Jesu, für die er sich entschieden hatte, sei – jedenfalls für ihn – in einer neuen Umgebung weit eher zu praktizieren als in der vertrauten Umwelt Petersburgs mit ihren feststehenden Sitten, Vorurteilen und tief eingefahrenen Geleisen des gesellschaftlichen Lebens. Er unterließ es nicht, dem Kaiser Alexander I., der sein oberster Vorgesetzter war, von seinem Vorhaben Mitteilung zu machen.

Das erste Ziel, das der junge Pole, der in Rußland die ersten Schritte im Berufsleben getan hatte und inzwischen in deutscher Sprache und Kultur schon recht heimisch geworden war, ansteuerte, war das Großherzogtum Baden. Dort hatte Jung-Stilling die letzten Jahre seines bewegten Lebens verbracht (in Heidelberg und Karlsruhe). Dort, so meinte Zaremba, müßten sich Leute finden lassen, die »nach der Bibel leben«.

War das für ihn eine Freude, als er in Weinheim an der Bergstraße den Stadtpfarrer Dr. Schwarz kennenlernte, der ein Enkel des von ihm verehrten Jung-Stilling war! Dieser sagte zu ihm mit einer merkwürdigen, bestimmenden Gewißheit: »Sie müssen nach Basel gehen! Dort besteht seit kurzem eine Missionsanstalt, deren trefflicher Inspektor der Pfarrer Christian Gottlieb Blumhardt ist. Dort lassen Sie sich ausbilden zum Dienst im Reiche Gottes!« Zaremba später: »Wie Schwarz so sprach, so war es wie ein Pfeil, der mir ins Herz fuhr: Ja, das ist's!«

Zaremba war das Reisegeld längst ausgegangen. Schwarz gab ihm ein Empfehlungsschreiben an die Amtsbrüder mit, die auf der Straße nach Basel wohnten, »zu gastfreundlicher Aufnahme«. Tatsächlich, es taten sich ihm überall die Türen auf. Er erreichte bald Basel, das damals geistlich »eine Stadt auf dem Berge« war. Dort hatte 1815 der Schwabe Christian Friedrich Spittler eine »Evangelische Missionsgesellschaft« gegründet, die als »Basler Mission« bis heute bestehen geblieben ist. Zaremba stellte sich Spittler als Missionsanwärter vor und war von der Aufnahme und dem Gespräch bei ihm sehr angetan: »Eine Liebe fand ich hier, wie ich sie in der Weise und in dem Maße noch nicht kennengelernt hatte.« Das war am 21. August 1818, und vom Dezember

desselben Jahres an war der junge russische Diplomat »Zögling« des Missionshauses – wie man damals sagte.

Man legte bei der Basler Mission großen Wert darauf, daß die Schüler sich recht in der Demut übten und auch zu den geringsten Diensten im Hause mit Besen und Putzeimer bereit waren. Zaremba hatte mit solchen Utensilien keine Schwierigkeiten, wenn er in praktischen Dingen auch nicht gerade der Geschickteste war. Es machte ihm auch nichts aus, daß die Anstaltsleitung ihm einen alten, schäbigen, sehr großen Mantel für den Ausgang in die Stadt übereignete. Auch das sollte eine »Prüfung« für den »verwöhnten Grafen« sein.

In den geistigen Fähigkeiten, aber auch in der Innigkeit und Lauterkeit des ganzen Wesens kam unter den 18 »Zöglingen« wohl keiner Zaremba gleich. Ganz ungewöhnlich war seine Sprachbegabung. Deutsch, Russisch und Französisch beherrschte er wie seine polnische Muttersprache. Auf dem Gymnasium hatte er Griechisch und Latein mit Auszeichnung gelernt, dazu noch Englisch und Italienisch aus eigener Liebhaberei. Später kamen noch einige Sprachen des Kaukasus dazu, so das Persische und Türkische mit verschiedenen Dialekten. Mit einigen andern Schülern wurde der Dorpater Dr. phil. auch an der Basler Universität immatrikuliert. Es ist wohl selten ein Missionar mit so vielseitiger Bildung in seinen Dienst hinausgezogen.

Erinnern wir uns: Zaremba hatte sich auf den Weg gemacht, »Menschen zu suchen, die nach der Bibel leben«. Mit großer Dankbarkeit stellte er fest, daß er sie in Basel gefunden hatte. Er fand sie auch bei einer Ferienreise, die er mit sechs seiner Kameraden ins Schwabenland machte. Wie im schweizerischen, so hatte die Basler Mission auch im württembergischen Pietismus ihre geschichtliche und geistliche Wurzel. Spittler, der Gründer, Blumhardt, der erste Inspektor, und viele der »Zöglinge« waren Schwaben. Begeistert schrieb Zaremba von den Erlebnissen und Begegnungen auf der Reise: »Jetzt öffnete sich eine neue schöne Reihe von Führungen, wie sie kein anderer Hirte darbeut den Schäflein seiner Herde!«

Am 20. und 21. Juni 1821 führte die Basler Mission unter Teilnahme vieler Freunde aus Süddeutschland, der Schweiz und dem Elsaß ihre erste große Missionsversammlung in der Martinskirche in Basel durch. Vier junge Männer wurden abgeordnet,

davon zwei für den Dienst in andern Missionsgesellschaften, wie man es bisher in Basel gehandhabt hatte. Zum erstenmal aber zogen zwei andere als unmittelbare Beauftragte der Basler Mission in die Ferne: Felician von Zaremba und August Dittrich, ein Lehrer aus Sachsen. Ihr Ziel waren der Kaukasus und die angrenzenden Gebiete zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer. Dort sollten sie sich die Ausbreitung des gedruckten Wortes Gottes in den zahlreichen Völkern, Sprachen und Dialekten jener Gegenden angelegen sein lassen. Dabei wollte ihnen die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft helfen.

Die Aufgabe war nicht zu erfüllen ohne das Erlernen der wichtigsten dort gesprochenen Sprachen: des Armenischen, Arabischen, Persischen, Tatarischen, Türkischen und Neugriechischen. Ein riesengroßes Vorhaben! Weiter lautete die »Instruktion« für die beiden Gesandten: ein tatarisch-persisches Seminar vorbereiten zur Ausbildung einheimischer Kräfte für den Missionsdienst an ihren Volksgenossen, schließlich eine Druckerei planen, in der vor allem kleine Schriften und Traktate und Lehrbücher für die erhofften zukünftigen Schulen hergestellt werden sollten. Ob das heimatliche Komitee und die beiden jungen Männer, die es hinausschickte, wohl eine einigermaßen klare Vorstellung davon hatten, welche gigantischen Aufgaben und Schwierigkeiten zu bewältigen waren? Es ist zu bezweifeln.

### *Nach Südrußland*

Die Gebiete, in welche die »Instruktion« aus Basel die beiden Sendboten wies, gehörten überwiegend zum Russischen Reich, einige auch zu Persien und der Türkei. Es drängte sich in jenem Bereich eine Menge von Völkern und religiösen Bekenntnissen zusammen. Früh waren dort Christengemeinden entstanden. Aber längst hatte der Islam triumphiert. Wo das Christentum dem äußeren Anstrich nach erhalten geblieben war, war es meist ohne Kraft und Leben. Das galt auch für die christlichen Armenier, die weite Gebiete des südlichen Kaukasus, nahe der türkisch-persischen Grenze, bewohnten.

Etwas weiter nördlich, am Unterlauf der Wolga, bestand eine Kolonie der Herrnhuter Brüdergemeine, die den Namen Sarepta

trug. Diese war mit dem Ziel gegründet worden, von hier aus den benachbarten heidnischen und moslemischen Steppenbewohnern, den Tataren, Kalmücken und Kirgisen das Evangelium zu bringen. Dann gab es die »Schottische Mission«, die eine Reihe von Stationen in der Region gegründet hatte, sich aber daraus zurückziehen gedachte, weil sie ihre Kräfte auf dem schier grenzenlosen Arbeitsfeld der britischen Kolonien einsetzen wollte. Darum sollten Zarembo und Dittrich nach für sie offenen Türen Ausschau halten.

Außerdem richteten sie kühn ihre Blicke – wie auch das Basler Missionskomitee – auf die erst kürzlich von Rußland eroberten Gebiete südlich vom Kaukasus und sogar noch weiter auf die der christlichen Botschaft bisher völlig verschlossen gebliebenen moslemischen Länder Persien und die Türkei. Vergessen werden sollten auch nicht die weit entfernt voneinander liegenden Kolonien von deutschen, vor allem schwäbischen Auswanderern. Diese waren durch schwärmerische Ideen von einem Bergungsort vor der antichristlichen Trübsal, der angeblich in Südrußland zu suchen sei, zu ihrer weiten Wanderschaft bewogen worden. Was für eine Fülle von nicht klar zu umreißen Aufgaben und von Unwägbarkeiten stellte das Ganze für die beiden Missionare dar!

Ihre Reise führte sie zunächst in die russische Hauptstadt Petersburg. Dort wollten sie die Einwilligung der Regierung und die Klärung aller mit der zukünftigen Missionsniederlassung im Kaukasus verbundenen Fragen erreichen. Immer noch sah Zarembo in Petersburg ein Stück Heimat. Kaiser Alexander I. gewährte den beiden Baslern eine Privataudienz und zeigte sich erfreut, daß sie zu denjenigen seiner Untertanen unterwegs waren, denen das Evangelium noch fremd war. Er selber führte ein persönliches Glaubensleben und hatte eine Russische Bibelgesellschaft gegründet, welcher der edle Fürst Gallitzin vorstand und die auch unter orthodoxen Bischöfen und Priestern viele Freunde und Förderer hatte.

Es war damals eine Art geistlicher Frühlingszeit für Rußland. Die kaiserliche Regierung erklärte sich bereit, noch mehr Basler Missionare aufzunehmen, die sich vor allem der deutschen Kolonien im und am Kaukasus annehmen sollten. Es sollte ihnen das nötige Reisegeld ab Basel und ein ausreichendes Gehalt gezahlt werden! Als solche günstigen Nachrichten nach Basel gelangten,



machten sich bald drei weitere Brüder auf den Weg. Einer von ihnen erkrankte aber sehr schnell in dem ungesunden Petersburger Klima an Typhus und mußte das Opfer eines frühen Todes bringen. Die Lücke füllte der aus Schaffhausen stammende Missionar Lang aus, der eigentlich für Indien vorgesehen war.

Es fehlte in Petersburg nicht an tiefgegründeten Christen aus den verschiedensten Nationen. Besonders zahlreich waren die Deutschen. Für diese wie für die Missionare war es ein besonderes Geschenk Gottes und eine frohe Überraschung, als der bekannte Erweckungsprediger und frühere katholische Priester Johannes Evangelista Goßner in der Hauptstadt erschien und dort eine Reihe von Versammlungen hielt.

Im Mai 1822 traten die jungen Missionare die Weiterreise in den Süden an. Ihr erstes Ziel war Astrachan, die große Hafenstadt an der Mündung der Wolga in das Kaspische Meer. Sie hatten einige Mühe, sich in dem Gewirr und Treiben von Kalmücken, Tataren, Russen und Armeniern zurechtzufinden. Noch wohnten die schottischen Missionare in der Stadt, bei denen sie aufgenommen wurden und so lange bleiben durften, bis sie die nötigen Sprachen, besonders das Persische, Armenische und Türkische so weit erlernt hatten, daß an die Aufnahme der Missionsarbeit zu denken war.

Gleich zu Anfang hatten sie ein ermutigendes Erlebnis. Ihr Dolmetscher war der junge Perser Mohammed Ali. Dieser stammte aus einer fanatisch moslemischen Familie. Er wurde beim Übersetzen der Passionsgeschichte so ergriffen, daß er der Botschaft von der Erlösung sein Herz erschloß. Auch Drohungen und Mißhandlungen durch den Vater konnten ihn nicht in seiner Entscheidung wankend machen, Christ zu werden. Das machte auf viele Moslems im gesamten Kaukasusgebiet einen tiefen Eindruck.

Ein Jahr lang dauerte der Aufenthalt der Brüder in Astrachan. Lernen war ihre Hauptaufgabe, aber sie predigten auch das Evangelium, wo immer sich die Gelegenheit dazu bot. Endlich aber wollten sie sich ihrer eigentlichen Aufgabe zuwenden, nämlich der Gründung einer ständigen Missionsstation südlich des Kaukasus. Mit ihnen machte sich der Thurgauer Benz, einer von den dreien, die zur zweiten Abordnung nach Rußland gehörten,

auf die beschwerliche Reise. Bald wurden die Schneehäupter der gewaltigen Bergriesen des Kaukasus sichtbar. Hoch oben an den Wänden klebten wie Schwalbennester die festungsartigen Dörfer der wilden Bergvölker, die größtenteils vom Raub lebten. In der Stadt Tiflis angekommen, staunten unsere drei über einen Buchladen, in dem das Neue Testament in fast allen kaukasischen Sprachen auslag. Das war eine Spur von der gesegneten Wirksamkeit der Russischen Bibelgesellschaft!

Nur kurz war der Aufenthalt in Tiflis. Das nächste Ziel waren die insgesamt sieben südkaukasischen deutschen Kolonien, welche die Namen Katharinenfeld, Helenendorf, Elisabethtal u. a. trugen. Deren Bewohner konnten sich nicht satt hören an der unerwarteten, reichen Verkündigung des Wortes Gottes in ihrer Muttersprache. Aber welcher Schmerz, als der junge, hochbegabte Benz vom Sumpffieber befallen wurde und schon nach wenigen Tagen heimging! Der zweite, der bereits in der Anfangszeit der Kaukasusmission aus den Reihen der Basler gerissen wurde!

Dittrich und Zaremba schrieben der Heimatgemeinde, daß diese in der Pflege und Betreuung der deutschen Kolonistengemeinden eine vordringliche Aufgabe sehen müsse: »Es ist ernstesten Bedenkens wert, ob es für das Reich Gottes und die evangelische Missionsarbeit nicht vorteilhafter wäre, wenn etliche von uns für einige Zeit hier ins Wirkungsfeld träten, wo ihnen wohl 2000 Seelen unseres Volkes mit offenen Armen entgegenkommen und mit Freuden das Wort des Lebens aus ihrem Munde aufnehmen würden ... Um eine der Kolonien herum wohnen mehr als 6000 Tataren ... Sähen diese Völker ihre Liebe und ihren Wandel, welch mächtiger Prediger würde das für sie sein!«

### *Eine Missionskolonie entsteht*

Weiter ging die Reise. Noch war ja nicht der am besten geeignete Ort für eine Missionsniederlassung gefunden. Zaremba und Dittrich waren auf die Stadt Schuscha in der paradiesisch schönen Landschaft Karabagh hingewiesen worden. Sie waren entzückt, als sie den Ort zum erstenmal erblickten. Er lag auf einer hohen Ebene mitten im Gebirge und war in Fruchtgärten eingebettet. Tiefe Abgründe und Schluchten umgaben ihn, durch die schäu-

mende Gebirgsbäche brausten. Das Klima war sehr günstig und gesund. Lebensmittel gab es in Fülle und zu sehr billigen Preisen.

Der größte Teil der Bevölkerung waren Tataren, es gab aber auch 500 armenische Familien. Auch in der Umgegend lebten viele Armenier in geschlossenen Siedlungen. Die Missionare schienen ihr vorläufiges Ziel gefunden zu haben. Unmittelbare Arbeit unter den Moslems war für sie nach der Kenntnis, die sie inzwischen von Land und Leuten gewonnen hatten, noch nicht möglich. Aber unter dem armenischen Volk, das traditionell christlich war, aber kaum persönliches biblisches Glaubensleben kannte, bot sich eine gewaltig große Aufgabe an. Diese sollte nun von Schuscha aus intensiv angepackt werden. Zarembo und Dittrich, die inzwischen unzertrennliche Freunde und Kampfgenossen im Reiche Gottes geworden waren, konnten ein Haus mit einem größeren Grundstück kaufen. Immer noch waren Sprachstudien nötig. Eine Druckpresse wurde aufgestellt, die im Geist des Evangeliums verfaßte Schriften in armenischer Sprache herstellte. Griogorius, der Sohn eines armenischen Diakons, wurde willkommener, eifriger Sprachlehrer und Mitarbeiter.

Aus Basel kam weitere Verstärkung. Die Brüder Hohenacker und Haas traten in die Arbeit ein. Hohenacker besaß allerlei medizinische Kenntnisse, damit erreichte er viele Menschen. Er war gewissermaßen der erste Missionsarzt der Basler Mission. Ein größeres Grundstück konnte erworben werden. Darauf entstand ein richtiges Missionshaus. Auch eine Schule für armenische Kinder wurde erbaut, außerdem ein Druckhaus. Eine richtige Missionskolonie war im Entstehen. Im Oktober 1825 kamen weitere drei Missionsarbeiter dazu, Pfander, König und Wöhr. Sie fanden in Schuscha bereits ein freundliches Heim vor.

### *Notvolles und hoffnungsvolles Erleben*

Zarembo und Dittrich hatten in ihren nach Basel gesandten Berichten immer wieder auch auf die dringende Aufgabe der Mission und Seelsorge unter den auf weitem Raum im südlichen Rußland zerstreuten deutschen Gemeinden hingewiesen. Sie fanden damit beim Heimatkomitee ein offenes Ohr. Einige Brüder wurden für diese besondere Aufgabe hinausgesandt.

Am 1. Dezember 1825 verschied in Petersburg der dem Evangelium und der Missionsarbeit sehr gewogene Zar Alexander I. Auf ihn folgte Nikolaus I. Wie würde er sich zur Basler Missionsarbeit stellen, die sein verstorbener Bruder mit großzügigen Vorrechten ausgestattet hatte? Auch das, was in Schuscha inzwischen aufgebaut worden war, wäre ohne das Interesse und die Zustimmung des frommen Herrschers nicht möglich gewesen. Missionar Dittich wurde im Einverständnis mit der Heimatleitung in die Hauptstadt abgeordnet, um dort die durch den Regierungsantritt des neuen Kaisers entstandene Lage zu sondieren. Er hielt sich ein ganzes Jahr in Petersburg auf und kehrte schließlich glücklich und dankbar zurück: Die Missionsarbeit im Kaukasus durfte ungehindert fortgesetzt werden.

Zu den deutschen Kolonien im nördlichen Kaukasus gehörte Karass. Dorthin hatte Basel den Bruder Lang als Kolonistenpfarrer entsandt. Zugleich sollte er Missionsarbeit unter den umwohnenden Tataren tun. Diese Doppelaufgabe überstieg seine Kräfte. Er war nahe am körperlichen und seelischen Zusammenbruch. Zaremba trat für eine Zeitlang zur Entlastung an seine Seite.

In der Zeit seiner Abwesenheit von Schuscha brach über die Landstriche des südlichen Kaukasus eine entsetzliche Katastrophe herein. An Rußland grenzte im Südosten Persien, das in den letzten Jahren einige Gebiete an das Zarenreich hatte abtreten müssen. Es lebten dort viele Moslems, deren Sympathie nach wie vor zu Persien neigte. Nach dem Tod des alten und dem Regierungsantritt des neuen Zaren hatte es in Rußland einige Wirren gegeben. Persische Revolutionäre glaubten, diese ausnützen und einen Aufstand in den grenznahen russischen Gebieten entfachen zu können.

Diese Pläne gingen nicht auf, aber es kam doch zu einer Reihe von blutigen Metzeleien. Von einer solchen wurde z. B. die deutsche Kolonie Katharinenfeld betroffen. Bedroht war auch Helenendorf, aber es blieb gnädig verschont. Schuscha wurde 40 Tage lang von einem persischen Heer belagert, konnte aber von russischen Truppen entsetzt werden. In einem ihnen aufgezwungenen Friedensdiktat verloren anschließend die Perser noch einmal zwei fruchtbare Landstriche um den berühmten Berg Ararat an Rußland. Ähnlich erging es der Türkei mit einem Teil ihres von Armeniern bewohnten Gebietes. Diese wenig erfreulichen politi-

schen und militärischen Wirren hatten für die Basler Missionare aber eine positive Folge: Sie hatten nun die Möglichkeit, auch die Region um den Ararat und das Quellgebiet des Euphrat mit ihrer Arbeit in Angriff zu nehmen.

Auf die notvollen Erlebnisse des Jahres 1826 folgte zunächst eine Zeit der Ruhe und ungestörten Missionsarbeit im Kaukasus. In Schuscha, wohin sowohl Dittrich wie Zaremba nach ihren Sonderaufträgen in Petersburg und Karass zurückgekehrt waren, ging vor allem die Arbeit unter den Armeniern nicht ohne hoffnungsvolle Zeichen weiter. Es konnte u. a. eine kleine Lehrerbildungsanstalt mit Internat errichtet werden. Den Anfang machten sechs junge Armenier, die sich zu Erziehern der Jugend unter ihrem Volk zurüsten lassen wollten.

Die Arbeit der Übersetzung biblischer Bücher in die moderne armenische Sprache machte Fortschritte. Auch die Moslems verlor man nicht aus dem Blickfeld. Vor allem mit Flugblättern und Traktaten, also mit dem gedruckten Wort, versuchte man sie zu erreichen. Ein Meisterwerk für die Auseinandersetzung zwischen dem Islam und dem christlichen Glauben schuf Missionar Pfander mit der Schrift »Waage der Wahrheit«. Für ein halbes Jahrhundert blieb sie das grundlegende Werk in den Fragen der Mohammedanermision.

Zaremba konnte und wollte sich nicht auf Schuscha beschränken. Im Sommer 1828 brach er zu einer Missionsreise in die östlichen Gebiete des Kaukasus auf. Vor allem zog es ihn nach Baku, der Hafenstadt am Kaspischen Meer. Missionar Pfander begleitete ihn. Unter den Moslems, an die sie sich zunächst wandten, fanden sie wenig Echo. Der schon länger bei ihnen vorhandene Eindruck verstärkte sich, daß ihre Hauptarbeit sich auf die Erweckung und Erziehung der Armenier richten müsse, damit diese Salz und Licht für die Mohammedaner werden könnten, unter denen sie lebten. Ihre Freude war groß, als sie in Baku in dem jungen armenischen Kaufmann Hakub einen so innigen und lauterer Christen kennenlernten, wie ihnen kaum einer je begegnet war. Mit ihm schlossen sie herzliche Freundschaft und wurden erquickt durch die brüderliche Gemeinschaft mit ihm.

Ende September waren die beiden Boten des Evangeliums in Schuscha zurück. Sie gönnten sich keine lange Ruhe- und Erho-

lungspause, sondern waren Ende November schon wieder unterwegs. Solche Reisen führten sie auf dem Pferderücken durch. In der Stadt Nucha lernten sie den armenischen Bekenner Grigor kennen, der vor den Moslems mit seinem Bekenntnis zu Christus nicht zurückgehalten hatte. Bei dem Überfall der Perser im Jahre 1826 war er entführt worden. Man hatte versucht, den gebildeten jungen Mann erst unter Versprechungen, dann mit Drohungen dahin zu bringen, daß er dem Christenglauben abschwur und zum Islam übertrat. Vergeblich! Daraufhin wurde er in einen Kerker geworfen und grausam gefoltert. Auch jetzt blieb er standhaft. Er freute sich richtig darauf, den Märtyrertod für seinen geliebten Herrn zu erleiden. Aber die Zahlung eines Lösegeldes brachte ihm die Freiheit wieder. Missionar Pfander schrieb damals: »Er sollte nicht sterben, sondern als ein lebendiger Beweis der Kraft Christi und des Glaubens an ihn und als lauterer Zeuge für die Wahrheit des Christentums noch länger unter den Mohammedanern dastehen.«

Es fiel Zaremba nicht ganz leicht, sich etwas später von Pfander trennen zu müssen. Diesem bot sich die Gelegenheit zu einer Erkundungsreise nach Persien, dem mohammedanischen Land, das dem Evangelium nach wie vor völlig verschlossen war. Statt seiner wurde ein treuer Armenier namens Mirsa Faruch Zarembas Begleiter auf der nächsten Reise, die u. a. wieder Baku als Ziel hatte.

### *»Christen« gegen das Evangelium!*

Wir wissen inzwischen, daß sich die Wirksamkeit Zarembas und seiner Mitmissionare immer mehr den Armeniern zugewandt hatte. Zwar versuchte er auch mit Mohammedanern über den Glauben zu sprechen, was aber stets aufs neue an islamischem Fanatismus scheiterte. Wie war es da bedauerlich, daß sich auch unter den Armeniern, die sich doch Christen nannten, der Widerstand regte und versteifte! Anfangs waren manche Türen offen gewesen. Auch Priester hatten das Wirken der Missionare begrüßt. Besonders der tiefgläubige Erzbischof Narses, ein lebendiger Jünger Jesu, war den Baslern aufrichtig gewogen und freute sich, daß das klare Evangelium unter seinem geistlich weithin

erstarrten Volke verkündigt wurde. Doch dann stellte sich die höhere armenische Geistlichkeit weithin immer mehr gegen die Arbeit der Mission. Die Priester fürchteten in einer sehr selbstsüchtigen Weise um ihren Einfluß beim Kirchenvolk. Dieser schien ihnen gefährdet, wenn jeder die Möglichkeit erhielt, selber in der Schrift zu forschen. Als auch immer mehr Glieder des niederen Klerus sich an der Verkündigung der Missionare interessiert zeigten, wurde die Stellung der hohen Geistlichkeit noch feindseliger.

Die Missionare hatten inzwischen das Neue Testament in die gegenwärtige armenische Volkssprache übersetzt. Zur Drucklegung benötigte man aber die Zustimmung der kirchlichen Obrigkeit. Diese wurde immer wieder mit fadenscheinigen Argumenten verzögert. Daraufhin wurde Zarembo beauftragt, in Etschmiadzin das Oberhaupt der armenischen Kirche, den Katholikos, aufzusuchen und von ihm samt dem Synod, der obersten geistlichen Behörde, endlich die sehnlich erwartete Genehmigung zu erwirken. Er machte sich im Februar 1830 auf die Reise, in Begleitung des treuen Mirsa Faruch. Die politisch-militärische Lage war zu der Zeit so, daß nach einem Krieg zwischen Rußland und der Türkei die Gebiete, die Zarembo durchzog, staatsrechtlich zur Türkei gehörten, aber noch von russischen Truppen besetzt waren. Diese sollten dort so lange bleiben, bis die Türken die Bedingungen des Friedensvertrages von Adrianopel aus dem Jahre 1829 erfüllt hatten. Unter dem Schutz des russischen Militärs konnte man ungefährdet das Land durchziehen.

Als Zarembo unterwegs einen armenischen Gottesdienst besuchte, beeindruckte ihn zwar die uralte, ehrwürdige und prächtige Liturgie in der fast unbekannt gewordenen alten Kirchensprache. Aber es machte ihn doch traurig zu spüren, wie der wahre Inhalt des Evangeliums fehlte und äußere Zeremonien und Gebärden diesen nicht ersetzen konnten. An der großartigen Landschaft um den Berg Ararat konnte er sich nicht sattsehen. Als er den Oberlauf des berühmten Euphrat überquerte, kamen ihm fast die Tränen. Die Lage des armenischen Volkes fand er bedrückend. Die Russen waren von den Armeniern als Befreier vom türkischen und damit mohammedanischen Joch begrüßt worden. Nun aber sollten die Russen den größten Teil des von ihnen

besetzten Gebietes wieder räumen. Wie sah dann die armenische Zukunft aus? Sie konnte nur trübe sein.

Natürlich war Zarembo auf seiner Reise kein »stummer Hund«. Gerade auch zu den Mohammedanern redete er immer wieder und verteilte christliche Schriften. Die höhere islamische Geistlichkeit putschte das Volk gegen ihn auf. Sie ließ den russischen Oberbefehlshaber wissen, daß bei dem brodelnden Zorn das Leben des Fremden nicht mehr sicher sei. Der tapfere Zeuge mußte die Arbeit abbrechen.

Nach einem Vierteljahr erreichten Zarembo und sein Begleiter endlich Etschmiadzin mit der sehr schön und romantisch gelegenen Residenz des armenischen Patriarchen, des Katholikos. Dieser, ein schon 79jähriger Greis, verhielt sich persönlich sehr liebenswürdig. Man merkte aber, daß er von seiner Umgebung, gelehrten Doktoren der Theologie und Mitgliedern des Synod, nicht mehr sonderlich ernst genommen wurde. Darum trug ihm Zarembo sein wichtigstes Anliegen, das Ja für den Druck der Bibel zu bekommen, gar nicht mehr vor. Er wandte sich vielmehr an diejenigen, welche das Sagen zu haben schienen. Aber diese, darunter aalglatte Beamte und völlig ungeistliche Mönche, verzögerten und hintertrieben die wichtige Angelegenheit, wo und wie sie nur konnten.

Als dem Unermüdlichen schließlich doch das Versprechen gegeben wurde, daß zunächst das Matthäusevangelium gedruckt werden dürfe und ihm solches sogar in einem verschlossenen Briefe angeblich schriftlich bestätigt wurde, zog er einigermaßen hoffnungsvoll ab. Als er später den Brief öffnete – was hielt er in der Hand? Ein leeres Stück Papier! Er war schmähhlich hintergangen worden!

Die Hetze der armenischen Geistlichkeit und kirchlichen Behörden nahm noch weiter zu, auch in Schuscha und Umgebung. Dazu kam als furchtbares Unglück, daß die Cholera im Kaukasus ausbrach. Vor allem auch die deutschen Kolonien wurden davon betroffen. Der »Missionsarzt« Hohenacker brach von Schuscha aus auf, um gegen die Seuche zu kämpfen. Von dieser dahingerafft wurde der Basler Missionar Saltet, der als »Oberpastor« in sieben deutschen Kolonien gewirkt hatte. Er war wochenlang von Krankenbett zu Krankenbett geeilt und hatte den Cholerakranken Trost und Stärkung zu bringen versucht, ohne sein eigenes Leben



zu schonen. Schließlich mußte er sich selber legen. Zaremba konnte ihn noch besuchen und stimmte an seinem Sterbebett leise mit einigen Freunden Saltets Lieblingslied an: »Mir ist Erbarmung widerfahren«. Der Heimeilende faßte die ihn tragende Gewißheit in die Worte: »Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn.«

Nach der Rückkehr nach Schuscha wurde auch Zaremba von der Krankheit erfaßt. Bald stand es so schlimm mit ihm, daß die Brüder in tiefer Trauer sein Sterbelager, wie sie meinten, umstanden. Doch Gott tat ein Wunder an ihm, er durfte genesen. Bis auf ganz wenige Fälle blieb Schuscha von der Seuche verschont. Begreiflicherweise war Zaremba noch längere Zeit sehr geschwächt. Nicht nur der heftige Choleraanfall hatte ihm zugesetzt, die vielen anstrengenden Reisen der letzten Jahre waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Eine völlige Ausspannung erwies sich als dringend nötig.

### *Aufenthalt in der Heimat*

Noch vor einem Jahr hätte Zaremba wahrscheinlich gezögert, sich einer solchen hinzugeben. Er meinte, es läge zu viel dringende, unaufschiebbare Arbeit vor. Jetzt, in seinem geschwächten Zustand, erreicht ihn ein Brief des Onkels aus der Jugendheimat. Er enthielt traurige Nachrichten. Die Gattin des Onkels war gestorben und hatte ihn mit sechs größtenteils noch nicht erwachsenen Kindern zurückgelassen. Er sehnte sich nach Trost und Hilfe und suchte diese gerade bei dem von ihm sehr geliebten Neffen. Zaremba meinte in dem Brief einen Ruf Gottes zu hören. Er hatte so lange in der Fremde seinen Dienst getan, hatte jetzt nicht auch einmal die eigene Familie ein Anrecht auf ihn? Er schrieb in dieser Angelegenheit nach Basel: »Da ist meine zerrüttete Gesundheit und nun der Brief des Onkels. Welch ein merkwürdiges Zusammentreffen!«

Das Komitee gab Zaremba gern die Einwilligung zu einem Heimaturlaub. Anfang des Jahres 1831 nahm er von Schuscha Abschied. Wie war die geistliche Lage unter den von ihm so sehr geliebten Armeniern, als er aufbrach? Die Evangelisationsarbeit unter ihnen war hoffnungsvoll aufgeblüht. Es begannen sich hier

und da die »Totengebeine« zu regen. Die Missionsschulen, die hin und her entstanden waren, hatten großen Zulauf. Die Zahl der Priester, die zum Glauben kamen, mehrte sich. Es war wunderbar, wie die ausgestreute Saat allenthalben zu keimen begann. Bei solch schönen Erfolgen war jedoch der Haß und Widerstand der höheren Geistlichkeit weiter gewachsen. Darüber schrieben die Brüder nach Basel: »Die hohen Herren fühlen, daß ihre Ruhe und ihr Bestehen wankt, sobald das Licht der Heiligen Schrift in die Herzen der Menschen zu scheinen beginnt und sie treibt, die wahre Gerechtigkeit und Seligkeit in der alleinigen Versöhnung Jesu Christi zu suchen.«

Einerseits war Zarembas Herz voller Vorfreude, erst in der polnischen Heimat und dann in der Schweiz und in Deutschland liebe Menschen nach langer Zeit wiederzusehen. Auf der andern Seite war ihm aber auch schwer ums Herz, wenn er in der gegenwärtigen unsicheren Situation seine Missionarsbrüder und seine armenischen Freunde verließ. Er tat das Beste, was er tun konnte: Er brachte alles, was ihn bewegte, in inständigem Gebet vor seinen göttlichen Herrn. Fast zehn Jahre hatte er ohne eine eigentliche Ruhepause im Kaukasus in der Arbeit und im Kampf gestanden.

Bis 1833 hielt sich Zaremba beim Onkel in Ozupin auf. Dann reiste er nach Basel weiter, wo er Anfang 1834 eintraf. Seine Ankunft erweckte überall große Freude. In der Missionsfestwoche standen seine Berichte aus dem Kaukasus im Mittelpunkt. Ein Kuraufenthalt im lieblichen Badenweiler im Schwarzwald tat seinem erholungsbedürftigen Körper gut. Wo er in Württemberg und in der Schweiz Missionsstunden hielt, fehlte es ihm nie an aufmerksamen und dankbaren Zuhörern. Wie freute er sich, daß er als Gesamteindruck mitnehmen konnte, daß die Liebe und Opferbereitschaft für die Mission überall gewachsen war! Im April 1835 zog es ihn nach einem Aufenthalt in der Schweiz und in Deutschland von 15 Monaten wieder in seinen geliebten Kaukasus zurück, wo sein Herz, als er ihm räumlich fern war, doch jeden Tag in Liebe und Fürbitte geweilt hatte.

Nach Schuscha zurückgekehrt, fand Zarembo die Lage wenig verändert vor. Und doch meinte er, ein paar mehr hoffnungsvolle Zeichen als vorher zu sehen, sowohl unter den Armeniern wie unter den Mohammedanern. Er stieß z. B. bei einigen Mullahs (mohammedanischen Geistlichen) auf ein ernstes Fragen, die biblische Wahrheit betreffend. Es kam ihm und seinen Mitarbeitern überhaupt nicht der Gedanke, daß der ganzen Missionsarbeit bald ein gewaltsames Ende bereitet werden könnte. Aber gerade das geschah, zu seiner und vieler Betrübniß!

Die Region des Kaukasus hatte kürzlich einen neuen Generalgouverneur bekommen. Dieser trug den deutschen Namen von Rosen, war aber ein ausgesprochener Gegner der evangelischen Mission. Er ließ nur allzu willig sein Ohr den Klagen der höheren armenischen Geistlichkeit gegen die Missionsarbeit. Diese Klagen wurden von ihm nach Petersburg weitergeleitet. Dort lagen die Zeiten des frommen, bibelgläubigen und missionsinteressierten Zaren Alexander I. weit zurück. Der jetzt regierende Kaiser Nikolaus I. nahm die Parole auf, die eine fanatisch slawische Richtung unter seinen Ratgebern ausgegeben hatte: »Ein Zar, ein Glaube!« Und dieser Glaube durfte nur der orthodoxe sein. Nur der orthodoxen Kirche sollte Missionsarbeit erlaubt sein. Alle andern christlichen Bekenntnisse und Glaubensgemeinschaften wurden in die engsten Grenzen gebannt. Es wurde verboten, sie zu verlassen und zu einem andern Bekenntnis überzutreten.

Das kaiserliche Verbot traf eine Mission nach der andern: die Mission der Herrnhuter Brüdergemeine unter den heidnischen Kalmücken, die Missionsanfänge der Londoner Mission unter den sibirischen Völkerstämmen, die Schottische Mission im nördlichen Kaukasus. Zuletzt kam die Basler Mission an die Reihe. Am 23. August 1835 traf ein Ukas (kaiserlicher Erlaß) aus Petersburg in Schuscha ein, der die gesamte Missionsarbeit der Basler Sendboten für die Zukunft untersagte.

Drei Punkte wurden in dem Ukas vor allem hervorgehoben: 1. Die Missionare hätten die Arbeit unter den Mohammedanern, um deretwillen ihnen eine Niederlassung im Kaukasus gestattet worden wäre, an die zweite Stelle gerückt. Statt dessen hätten

sie unter den christlichen Armeniern Anhänger zu gewinnen versucht. 2. Die Arbeit unter den Mohammedanern sei als völlig erfolglos anzusehen. Die Statistik weise überhaupt keine Taufen auf. Da könnten die Priester der russisch-orthodoxen Kirche mit ganz andern Zahlen aufwarten. (Was war geschehen? Mit allerlei Versprechungen und auch Drohungen war es gelungen, eine Anzahl von Mohammedanern zu Namens-Christen zu machen. Von einer inneren Umwandlung durch den christlichen Glauben konnte überhaupt keine Rede sein.) 3. Jetzt kam der eigentliche Hauptgrund des Vorgehens gegen die evangelische Mission an die Reihe: Es sei vom Heiligen Synod, dem obersten Leitungsgremium der orthodoxen Kirche, die Gründung einer russischen Missionsgesellschaft für den gesamten Kaukasus ins Auge gefaßt. Damit bestehe überhaupt keine Notwendigkeit mehr, andersgläubige Missionare zu rufen und zu dulden.

Natürlich nahmen die Basler das Verbot nicht ohne weiteres hin. Es war vor allem der sprachkundige Zaremba, der eine eingehende Eingabe an die Regierung in russischer Sprache ausarbeitete und absandte. Ruhig und klar wurden noch einmal die Grundsätze dargelegt, von denen man bei der Arbeit sowohl unter Mohammedanern wie Armeniern ausgegangen sei. Von einer unguuten Proselytenmacherei unter den Armeniern könne überhaupt keine Rede sein. Man habe nie jemanden seiner Kirche entziehen wollen, sondern nur zum persönlichen Ernstmachen mit dem Glauben und der Nachfolge Jesu Christi aufgerufen. An Namens-Christen unter den Mohammedanern habe man kein Interesse gehabt. Diese hätten sich vielleicht gewinnen lassen. Um Umwandlung und Erneuerung der Herzen habe man gerungen und gebetet. Es seien in der letzten Zeit auch Anzeichen sichtbar geworden, daß es hier und da unter Mohammedanern sich zu regen beginne. Man solle der Mission die Möglichkeit geben, in dem geschilderten Sinne weiterzuarbeiten.

Die Eingabe blieb ohne Erfolg. Ein tiefer Schmerz erfüllte die Missionare über den plötzlichen Abbruch der geliebten Arbeit. Aber es blieb ihnen die Gewißheit, daß sie – unbeschadet aller menschlichen Schwachheit und Unvollkommenheit ihres Dienstes – den rechten Weg gegangen waren. Was aus der von ihnen ausgestreuten Saat wurde, das stand bei Gott. Ein Stück Trost war ihnen der Gedanke, daß es doch wenigstens unter dem armeni-

schen Volk jetzt eine ganze Anzahl von Gläubigen gab, die weiter als Salz und Licht in ihrer Umgebung, auch unter den Moslems, wirken konnten.

Im nördlichen Kaukasus blieben die Missionare Lang und König weiter als Pastoren der deutschen Kolonisten, unter Verzicht auf die Missionsarbeit unter den Tataren, tätig. Auch von den Missionaren, die in Schuscha stationiert waren, konnten fortan mehrere als Seelsorger in den Kolonien eingesetzt werden, so daß zeitweise 15 Basler Missionare dort als Pastoren im Dienst standen. Missionar Pfander und ein weiterer Mitarbeiter Zarembas machten sich auf den Weg nach Indien, wo die englische Regierung in ihrer Kolonie die Tür für die Mission geöffnet hatte.

Zaremba selber und der Leiter der Druckerei, Missionar Judt, blieben zunächst in Schuscha. Mancher von den armenischen Christen bekam von ihnen noch ein helfendes, seelsorgerliches Wort zu hören. Es war auch eine Fülle von äußeren Fragen zu klären, die mit der Auflösung der Station zusammenhingen. Besonders langwierig waren die Verhandlungen betreffs der Übernahme des Missionsgrundstückes durch den russischen Staat. Eine kurze Zeit lebte die Hoffnung auf, es könne vielleicht doch ein Teil der Missionsarbeit wieder aufgenommen werden. Gouverneur von Rosen, der sich so feindselig gegen die Basler Mission gezeigt hatte, regierte nicht lange, sondern wurde schon bald von seinem Posten abberufen. Die Lage sah sich also wieder etwas günstiger an. Es traten in Petersburg auch einflußreiche Fürsprecher für die Mission ein. Der Heimatleitung in Basel schien es aber geraten, am Abbruch der Arbeit festzuhalten. Wie schnell konnten auf die zeitweilige Entspannung wieder neue Wirren und Schwierigkeiten folgen!

Zaremba blieb schließlich ganz allein in Schuscha zurück. Judt war einem Ruf als Waisenhausvater nach Pernau in Livland gefolgt. Im April 1838 nahm auch der »Letzte auf dem Kampfplatz« wehmütig Abschied. Das Komitee ordnete an, Zaremba solle zunächst noch in Karass bleiben, ohne dort aber eine konkrete Arbeit zu tun. Das war hart für den erst Vierundvierzigjährigen! Doch dann rief ein weiterer Brief ihn nach Basel zurück. Dort sollte er sich erst einmal gründlich erholen. Dann wollte man sehen, Welch neuer Auftrag sich für ihn fände.

Auf seinem Weg stärkte und erfreute Zarembo durch seinen Besuch eine Reihe von Kolonistenpfarrhäusern. Es war sein Plan, mit dem Schiff weiter über das Schwarze Meer nach Odessa zu reisen. Aber das nur selten verkehrende Schiff war schon abgefahren. So mußte er sich weiter zur Landreise entschließen. Das war ein langer und mühsamer Weg. Allerdings verschaffte ihm dieser die Möglichkeit, noch eine Reihe westlich vom Kaukasus gelegener deutscher Kolonien zu besuchen. Erfreulicherweise überstand er trotz seiner geschwächten Gesundheit alle Schwierigkeiten und Anstrengungen überraschend gut. In Basel, wo man ihn erwartete, atmete man aber doch erleichtert auf, als Ende September die Nachricht eintraf, daß er glücklich in Linz in Österreich angekommen sei. Eine weitere Verzögerung ergab sich dadurch, daß der Heimkehrende sich noch Zeit zu Besuchen in Bayern – München, Augsburg und anderswo – nahm. Bayern war damals noch ein wichtiges Hinterland für die Basler Mission. Endlich, im November 1838, traf Zarembo in Basel ein.

Er sah es als eine besonders freundliche Fügung Gottes an, daß er den von ihm sehr geliebten und verehrten Missionsinspektor Christian Gottlieb Blumhardt noch lebend antraf, der schwerkrank daniederlag und sich auf den Heimgang rüstete. Es kam zu einer tiefbewegenden letzten Begegnung der beiden Gottesstreiter, von der Zarembo schrieb: »Das geschah zum großen Segen für mein Herz. An Blumhardts Krankenbett war es immer friedvoll und erbaulich. Es ist etwas Großes, einen solchen Gottesmann nahe zu sehen an der Schwelle der Ewigkeit, die ihm durch Jesu Gnade zur Schwelle der Verklärung wird.«

Auf seinem vielwöchigen Krankenlager beschäftigte sich Blumhardt viel mit dem Gedanken eines neuen vollkommenen Dienstes in der jenseitigen Welt Gottes. Seine letzten Worte, die auch Zarembo mit anhörte, lauteten: »Es bricht herein! Halleluja!« An seinem Todestag lagen Jahre einer aufopferungsvollen Tätigkeit hinter dem ersten reichgesegneten Inspektor der Basler Mission. Zarembo drückte als seine Gewißheit bei Blumhardts Heimgang aus: »Er wird die Freude in der Ewigkeit genießen, viele aus den verschiedensten Völkern infolgedessen Jesum lobpreisen zu

hören, was durch das Basler Missionshaus an ihnen geschehen ist.«

Wie sollte es nun mit dem heimgekehrten Zaremba weitergehen? Den ersten Winter verbrachte er im Missionshaus. Dort nahm er mit seinem ganzen Herzen Anteil an der wichtigen Frage, wer Blumhardts Nachfolger werden sollte. Es war damals noch so, daß die Württemberger mehr als die Schweizer das Bild der Basler Mission prägten. Die meisten Missionsbewerber kamen aus dem württembergischen Pietismus. So erschien es beinahe selbstverständlich, daß nach dem Schwaben Blumhardt wieder ein Württemberger an die Spitze des Werkes trat. Es wurde der zweite Pfarrer von Winnenden, Wilhelm Hoffmann, gewählt. Er war der älteste Sohn des bekannten Gründers der Brüdergemeine Korntal.

Die Wahl wurde von Zaremba mit großer Freude begrüßt. Und Hoffmann freute sich seinerseits, daß der bewährte Zaremba zu seinen Betern und Mitarbeitern zählte und weiterhin der Mission dienen wollte. Es wurde ihm ein Dienstauftrag zugewiesen, den es in dieser Form in der Basler Mission bisher nicht gegeben hatte: Zaremba wurde der erste Missionsreiseprediger, der die Freunde und Hilfsvereine in Deutschland und in der Schweiz besuchen sollte. Für diese Aufgabe waren die Sommermonate vorgesehen. Im Winter sollte er sich im Missionshaus aufhalten, den brieflichen Verkehr mit den Freunden und auswärtigen Brüdern pflegen und den »Zöglingen« seelsorgerlich dienen.

Bisher hatten nur Missionare im Heimaturlaub gelegentlich Kreise von Missionsfreunden besucht. Jetzt war eine Persönlichkeit da, die alle ihre Kräfte, die ganze Glut ihrer Liebe und Hingabe in den Heimatdienst der Mission stellte. Das war auch sehr nötig. Längere Zeit hindurch war die Basler Mission fast die einzige evangelische Mission – abgesehen von Herrnhut – gewesen, und sie besaß ein beinahe weltweites Hinterland, das von der Schweiz bis nach Finnland, von Nordamerika bis zu den deutschen Kolonien im Kaukasus reichte. Inzwischen waren aber auch andere Missionsgesellschaften entstanden, meistens als Frucht von gottgeschenktem Neuwachen geistlichen Lebens. Hier ist vor allem die Rheinische Mission in Barmen zu nennen.

Zaremba war und blieb natürlich mit ganzer Herzensfreude ein Basler. Der Weg nach Basel und dann von Basel aus in den Dienst

im Kaukasus war ja eindeutig Gottes Führung für ihn gewesen. Als eine solche Führung sah er nun auch seine neue Aufgabe im heimatlichen Reisedienst an. Er hat diesen insgesamt 25 Jahre lang getan, war darin länger aktiv als im eigentlichen Einsatz an der »Front«.

Der Graf konnte die genannten 25 Jahre gesundheitlich recht gut durchhalten. Das war nicht selbstverständlich nach all der körperlichen Schwachheit und Beschwernis, die hinter ihm lag. Reisenden im 19. Jahrhundert waren nicht die mancherlei Erleichterungen und Bequemlichkeiten bekannt, die uns heute geläufig sind. Übrigens war Zarembo auch kein glänzender Redner. Seine Stimme war nicht besonders kräftig. Die Gabe einer mitreißenden Rede im großen Kreis fehlte ihm. Aber er konnte großartig und anschaulich erzählen, und das ließ die Herzen seiner Hörer, besonders auch der Kinder, ihm zufliegen.

Mehr als alle Worte, die aus seinem Mund kamen, wirkte Zarembo's ganze Persönlichkeit. Aus vielen Urteilen und Zeugnissen, die über ihn vorliegen, geht übereinstimmend hervor, daß es selten einen Jünger Jesu gegeben hat, der so in seinem Wesen und Verhalten von der Liebe des Heilandes geprägt war wie er. Einmal war er in einem Kinderheim zu Besuch gewesen. Dort wurde etwas später in der Sonntagschule gefragt: »Wer ist die Liebe?« Erwartet wurde als Antwort: »Gott ist die Liebe.« Aber die Antwort fiel anders aus und hieß: »Zarembo ist die Liebe.« Was für einen starken Eindruck mußte doch das antwortende Kind bei Zarembo's Besuch von dessen Liebe bekommen haben! Solche Liebe hatte nichts mit weichlicher Gefühligkeit zu tun. Wie konnte der Graf in Wallung und Eifer geraten, wenn er Jesu Ehre angegriffen sah und des Heilandes Liebe mißachtet wurde!

Die jährliche Reisezeit dauerte vom Frühjahr bis zum Herbst. Wir finden Zarembo besonders viel in Württemberg und Baden und in der Schweiz. Aber auch nach Hessen, Westfalen, Bayern, Thüringen und Norddeutschland führte ihn sein Weg. Die Eisenbahn steckte damals in ihren Anfängen. Sie wurde von Zarembo kaum benutzt. Er fuhr mit der Postkutsche, ließ sich in andern, nicht immer sehr bequemen Fahrzeugen durchs Land schaukeln und scheute auch weite Fußmärsche nicht. Ein einziges Beispiel dafür, wie Zarembo auf seinen Reisen mit den Leuten umging:

Einmal war sein Fuhrmann ein wackerer Schwabe, der lange



Zeit mit in die »Stunde« gegangen war, aber dann vom Glaubensweg abgekommen war. Immer wieder lobte ihn Zaremba, wenn er eine nicht ganz ungefährliche Stelle passiert hatte oder das Pferd nicht mit Peitschenhieben traktierte, wenn es mühsam einen Berg hinaufkeuchte. Liebevoll, aber frei von Aufdringlichkeit bekam der Mann auch je und dann eine geistliche Ermahnung zu hören. Von allem war der Fuhrmann so beeindruckt, daß er am Schluß sagte: »Mit diesem Manne würde ich um die ganze Welt reisen.« Er ist nicht lange danach als innerlich zurechtgekommener, gläubiger Christ gestorben.

Eine besondere Freude war es für Zaremba, als er einmal im Siegerland in jene Gegend kam, aus der Heinrich Jung-Stilling stammte. Erinnern wir uns, daß er vor nunmehr vielen Jahren durch die Lektüre von Stillings Lebensgeschichte zum lebendigen Glauben an Jesus Christus geführt worden war? Nun durfte er die Stätte aufsuchen, wo einmal die Wiege seines »geistlichen Vaters« stand: Grund bei Hilchenbach. Er wanderte durch die Wälder, in denen der Knabe Heinrich mit seinem Großvater in einer Köhlerhütte gehaust und ihm beim Kohlebrennen geholfen hatte. Sein Führer im Siegerland war ein Pfarrer, der auch Jung-Stilling verehrte. Dessen Sohn erlebte Zaremba als Besucher in seinem Elternhaus. Er schrieb darüber später in einem Bericht u. a. folgendes:

»Es ist mir eine meiner schönsten Jugenderinnerungen, der ich auch die erste Anregung und Liebe zur Mission verdanke, daß Missionar Zaremba mein elterliches Haus besuchte . . . So oft wir einen Gang durch die Gemeinde machten, unterhielt er sich aufs wärmste und liebevollste mit allen Leuten, die uns begegneten. Namentlich aber konnte er an keinem Kinde vorübergehen, ohne es auf seine Arme zu nehmen und an sein Herz zu drücken. Für jedes hatte er ein freundliches Wort, und keines war ihm zu schmutzig, daß er ihm nicht zum Abschied einen Kuß gab. Schon am dritten Tag liefen sie ihm alle nach und zupften ihn am Rock, wenn er durchs Dorf ging. Der Abend aber gehörte uns Pfarrerskindern allein. Da nahm er uns auf den Schoß und erzählte uns seine Lebensgeschichte, seine Abenteuer im Kaukasus, seine Missionsfreuden und -leiden. Es setzte viele bittere Tränen, als er wieder von uns wegging.«

Der Reisedienst fiel – wie erwähnt – in die Sommermonate. In

den Wintermonaten im Missionshaus zu Basel war unser Bruder wahrlich auch nicht untätig. Da war er oft Seelsorger und Mutmacher für die jungen Brüder. Und sein reger Briefwechsel in alle Welt hinaus nahm von Jahr zu Jahr zu.

### *Noch einmal im Kaukasus*

Noch einmal in seinem Leben hat Zaremba den Zufluchtsort in Basel verlassen, um eine Reise nach Rußland und speziell in den Kaukasus zu unternehmen. Zu seiner umfangreichen Korrespondenz gehörten viele Briefe an die deutschen Kolonisten und ihre Pastoren im Süden Rußlands und auch an manche Armenier, zu denen das Band brüderlicher Liebe nie abriß. Auch in der Gegenrichtung von Osten her wurden immer wieder informierende Briefe auf die Reise geschickt, die Zaremba auf dem laufenden hielten. Groß war seine Freude, als ihm mitgeteilt wurde, daß der armenische Katholikos Ohannes, ein grimmiger Feind der Missionsarbeit, gestorben und der fromme, Zaremba sehr gut bekannte Erzbischof Narses das Oberhaupt der armenischen Kirche geworden war. Das erweckte berechtigte Hoffnungen für mehr Freiheit der missionarischen Evangeliumsverkündigung im armenischen Volk.

Es erfreute auch die Mission im allgemeinen und Zaremba im besonderen, daß inzwischen ein reicher Strom von Gaben aus Rußland nach Basel floß. Daran beteiligten sich in wachsendem Maße die deutschen Kolonien im Kaukasus, außerdem zahlreiche Missionsfreunde in den baltischen Provinzen und schließlich noch Missionskreise in der Hauptstadt St. Petersburg. Bei der Missionsleitung entstand der Wunsch, die Beziehung zu diesen vielen Freunden und Spendern zu befestigen und einen der Brüder eine Besuchsreise zu ihnen machen zu lassen. Wer aber war dafür geeigneter als der treue Graf Felician? Man wagte den Zweiundsechzigjährigen zu fragen, ob er zu einem solchen Unternehmen bereit sei. Er sagte ja! Am 31. Mai 1856 trat er die weite Reise an.

Zunächst mußte er in einer Sprache Vorträge halten, die zwar seine Muttersprache war, die er aber praktisch seit Jahrzehnten nicht mehr gesprochen hatte: in der polnischen. Überm Reden wurde sie ihm schnell wieder vertraut und geläufig. Weiter ging es

zu den noch lebenden Verwandten in Litauen. Noch einmal grüßte er dabei die alte Kinderheimat, das Gut des Onkels bei Polozk an der Düna. Die nächste Station war Petersburg, wo nach dem Tode von Zar Nikolaus I. dessen Sohn und Nachfolger Alexander II. einen freiheitlicheren Kurs – auch in den Angelegenheiten von Religion und Kirche – steuerte als sein Vater. Lutherische Kirchen wurden wieder geöffnet, und Zarembo konnte in ihnen Vorträge halten. Dasselbe war in Estland, z. B. in Reval der Fall. Auch in Moskau war die Lage nicht anders.

Dann der Süden des Zarenreiches! Dort war Zarembo in besonderer Weise zu Hause gewesen. Erst kamen die deutschen Kolonien an der Wolga an die Reihe, dann ging es durch die Steppe dem wohlbekanntem Karass zu und weiter nach Tiflis. Wie viele Erinnerungen an einst wachten überall auf!

Doch auf den Besuch der Orte, denen vor allem seine frühere Wirksamkeit gegolten hatte, verzichtete er. Er sah weder sein geliebtes Schuscha wieder, noch Baku und andere Orte. Was war der Grund? Freundlich hatte ihn der jetzige Generalgouverneur zu einem Besuch empfangen. Er hatte Zarembo gesagt, dieser dürfe überall im südlichen Kaukasus Vorträge halten. Doch wurde ihm verboten, bestimmte Zwangslager zu besuchen, in die unter Zar Nikolaus evangelisch gesinnte Christen aus der russischen Staatskirche, aber auch Glieder der vielen russischen Sekten verbannt worden waren. Gerade zu diesen Menschen aber zog es Zarembo. Ihnen hätte er gern den Trost des Wortes Gottes gebracht. Es wurde ihm aber verwehrt. Daraufhin verzichtete er – nicht leichten Herzens – ganz auf einen Aufenthalt im Südkaukasus. Aber seine Freunde von dort, Deutsche und Armenier, besuchten ihn in Tiflis, und er konnte sie auf ihrem anfechtungs- und kampfreichen Weg ermutigen und stärken.

An den deutschen Kolonien ging Zarembo nicht vorüber. Seine treuesten Freunde hatte er in Helenendorf. Man hätte ihn dort gern ganz als Seelsorger behalten. Helenendorf war zu jener Zeit ohne Pastor; der langjährige Gemeindegemeindehirt Pastor Roth war nach Tiflis versetzt worden. Es wurde eine Bittschrift der Bewohner an das Komitee in Basel verfaßt, man möchte ihnen doch Zarembo als Seelsorger überlassen. Vor allem wegen dessen vorgerücktem Alter wurde dem Wunsch nicht entsprochen. Man hätte in der Heimat den bewährten Gottesknecht und gereiften Jünger Jesu

auch nur schwer entbehren können. Es schloß sich für Zaremba noch ein weiteres abwechslungsreiches Reiseprogramm an, zu dem auch die traumhaft schöne Halbinsel Krim gehörte. Überall hatte er Gelegenheit, mit Gläubigen Gemeinschaft zu haben und das Evangelium zu verkündigen. Insgesamt war der Unermüdlige drei Jahre unterwegs! Es kam vielen wie ein Wunder vor, daß sein schwächerer Körper das durchhielt.

### *Die letzte Wegstrecke*

Seinen Reisedienst in der Schweiz und in Süddeutschland hat der Graf noch weitere fünf Jahre fortgesetzt. Wo immer dieser, dem »Apostel der Liebe«, Johannes, immer mehr gleichende alte Jünger hinkam, hinterließ er unauslöschliche Eindrücke. Dann mußte er noch eine bitterschwere und harte Schule durchmachen, wie sie der Herr oft seinen Getreuesten nicht erspart. Zu Anfang des Jahres 1865 erlitt Zaremba im Missionshaus in Basel einen leichten Schlaganfall, der ihm für mehrere Stunden die Sprache raubte. Das wiederholte sich nach einigen Wochen und zum drittenmal im Herbst 1865. Von da an war es mit dem zusammenhängenden Sprechen für immer vorbei. Wenn er noch gelegentlich ein Wort zu formen versuchte, wurde das kaum noch von jemandem verstanden.

Seine geliebte Bibel wurde Zarembas Sprachrohr. Er schlug diese dem Gast, der ihn besuchte, auf und zeigte auf einen bestimmten Spruch. Daraus ließ sich erkennen, was sein Herz und seine Gedanken erfüllte. Er konnte auch noch Briefe lesen und deren Inhalt verstehen. Solche Grüße der Freunde erreichten ihn bis zuletzt, auch noch aus seinem geliebten Kaukasus und dem übrigen Südrußland. Am 31. Mai 1874, nach acht Jahren der Stille und der Schwachheit, kam endlich für den Pilger die Stunde der Erlösung aus allen Fesseln des Leibes und des Geistes.

In einem Nachruf zum Heimgang Zarembas hieß es: »Mit ihm ist der letzte Repräsentant der ersten Generation unserer Mission, den wir hier in Basel in unserer Mitte haben durften, von uns geschieden und in die obere Gemeinde versetzt worden. Die selbstverleugnende Demut und die brünstige Liebe des russischen Grafen, der, um dem Herrn Jesus zu dienen, alles verlassen hat

und im verflossenen halben Jahrhundert in unzähligen Herzen segensreiche Eindrücke und Früchte hervorbrachte, wird auch künftig in der Gemeinde Jesu Christi durch Gottes Gnade ein wirksames Exempel bleiben.«

# Friedrich Wilhelm Baedeker

## 1823–1906

### *Ein Leben im Sonnenschein Gottes*

Wir haben in dem folgenden Beitrag von einem Mann zu berichten, der ein Vetter des berühmten Herausgebers von Baedekers Reisehandbüchern gewesen ist. Einige dieser wertvollen Führer enthalten Beiträge von seiner Hand, namentlich solche, die entfernte und abgelegene Länder behandeln. Aber ein Führer zu touristischen Sehens- und Denkwürdigkeiten ist Baedeker nur am Rande gewesen. Das viel Wichtigere an seinem Leben und Wirken war: Er war ungezählten Tausenden in vielen Ländern ein Führer zur ewigen Gottesstadt.

Der in Deutschland Geborene fand in England seine Wahlheimat. Erst mit 43 Jahren wurde er 1866 ein bewußter und entschiedener Nachfolger Jesu Christi. Auf diesen Schritt des Glaubens folgten 40 Jahre eines unermüdlichen Reise- und Zeugenlebens, das ihn vor allem immer wieder in die Weiten Rußlands geführt hat. Zweimal hat er Sibirien durchquert.

Sein Name ist mit einem andern Deutschen zusammen zu nennen, der ebenfalls nach England ausgewandert ist: Georg Müller, der bekannte Waisenhausvater von Bristol. Die beiden waren innig befreundet und hatten in den Kreisen der »Offenen Brüder« ihr geistliches Zuhause. Sie waren weitherzige und alle Kinder Gottes liebende Glieder der Evangelischen Allianz. Baedeker wird mit Recht zu den Vätern der »Blankenburger Allianzkonferenz« gezählt. In deren Anfangsjahren hat er dort fast zwanzigmal das Wort Gottes verkündigt und Gemeinschaft mit Gläubigen aus vielen Kirchen, Freikirchen und Gemeinschaften gepflegt. Stellen wir gleich ein erstes Wort eines seiner Freunde über diesen einzigartigen Mann voran, dem viele andere voll zustimmten: »Viele, viele einsame Männer und Frauen hörten auf, sich freudlos zu fühlen von dem Augenblick an, da Dr. Baedeker ihren Lebensweg kreuzte. Der hervorstechendste Zug seines Charakters war so wesentlich Liebe, daß wir ihn niemals

ansehen konnten, ohne daß uns der Gedanke durch den Sinn flog: So muß der Apostel Johannes in seinem Alter ausgesehen haben.«

Oder das Wort eines andern Freundes: »Dr. Baedeker lebte im Sonnenschein Gottes. Sein lächelndes Antlitz, sein herzlicher Gruß stellte auch die andern mit in diesen Sonnenschein. Fragte man ihn beim ›Guten Morgen!‹ nach seinem Befinden, so hieß es mit einem fröhlichen Lachen: ›Gott ist gut!‹« Noch eine dritte Feststellung, die sich auf die Tatsache bezieht, daß Baedeker ein Leben hindurch über eine schwache Gesundheit verfügte und trotzdem oft in wilde oder halbzivilisierte Regionen reiste: »Der Gedanke an das, was ihm etwa zustoßen könnte, rührte ihn gar nicht. Sein Leben hatte für ihn nur den Zweck, es für Gott zu leben. Es zu leben oder es daranzugeben – ihm galt beides gleich, wenn nur Gott geehrt wurde.«

### *Unstete Jahre*

Witten an der Ruhr in Westfalen ist Friedrich Wilhelm Baedekers Geburtsort. Sein Vater war ein gelehrter Ornithologe (Kenner der Vogelwelt), eine anerkannte Autorität in seinem Fach. Unter sechs Kindern, vier Jungen und zwei Mädchen, war der am 3. August 1823 geborene Friedrich Wilhelm der vorletzte Sohn. Der Fritz genannte Bub begann mit 16 Jahren eine kaufmännische Lehre in Dortmund. Auf diese folgten zwei Jahre Soldatenzeit in Köln. Das Glück einer im Jahre 1851 geschlossenen Ehe dauerte nur drei Monate. Dann starb die junge Frau.

Jetzt begann für Baedeker ein Reise- und Abenteuerleben. Er durchquerte Deutschland und wandte sich 1854 nach London. Mit einem französischen Schiff segelte er nach Tasmanien. Beinahe wäre er in einem schweren Sturm umgekommen. Einhundertdreißig Tage war er insgesamt unterwegs! In Tasmanien nahm er eine Stellung als Lehrer der französischen und deutschen Sprache an, zuerst an einer Privatschule, dann an einem staatlichen Gymnasium. Nur zwei Jahre hielt er es in diesem Beruf aus, dann zog es ihn weiter nach Melbourne und Sydney in Australien. Er durchquerte den ganzen fünften Erdteil und kehrte 1858 nach Europa zurück. Ein Aufenthalt im Elternhaus in Witten währte nicht lange. 1859 kam Baedeker zum zweitenmal nach London.

Er hatte jetzt von seinem bisherigen unsteten Leben zunächst genug. Er erwählte die Selbsthaftigkeit und eröffnete mit einem englischen Freund eine Privatschule in Western-super-Mare, unweit von Bristol. Bald erwarb er die englische Staatsbürgerschaft. Er ging 1862 eine zweite Ehe ein, und zwar mit Mrs. Ormsby, der verwitweten Mutter eines seiner Schüler, die eine sehr wohlhabende Dame war. In Bristol begann Baedeker mit medizinischen Studien. Zwischendurch hielt er sich auch wieder einmal in Deutschland auf und erwarb an der Universität Freiburg im Breisgau den philosophischen Doktorgrad. Danach setzte er noch in Bonn seine Studien fort.

Man schrieb inzwischen das Jahr 1866. Baedeker war also 43 Jahre alt. Er hatte sich bisher um geistliche Dinge wenig gekümmert, seine Frau auch nicht. Da wurde in Western-super-Mare eine Evangelisation durchgeführt. Diese hielt ein sehr bemerkenswerter Gottesmann namens Lord Radstock. Wir begegnen ihm auch an andern Stellen unseres Buches.

### *Bekehrung und erster Dienst*

Was während der Evangelisationswoche an und mit Dr. Baedeker geschah, darüber gibt es die anschauliche Darstellung eines Freundes: »Auf eifriges Drängen eines Herrn, der selbst eine Frucht der Evangelisation von Lord Radstock war und den Dr. Baedeker kannte, versprach er zögernd, einer Versammlung beizuwohnen. Sein Interesse war erregt. Er wiederholte seine Besuche, aber er machte es immer wieder möglich, den Ausgang zu gewinnen, bevor der adlige Evangelist beim Schluß der Versammlung ihn erreichen konnte.

Nachdem er mehreren Versammlungen beigewohnt hatte, zögerte der Doktor eines Tages zu lange, oder er kam zu weit nach vorn, so daß er im Gedränge den Ausgang nicht rechtzeitig zu gewinnen vermochte. Jedenfalls glückte es Lord Radstock, an ihn heranzukommen. Er legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: »Lieber Freund, Gott hat durch mich heute abend eine Botschaft für Sie.« Damit nötigte er ihn, in das Nebenzimmer zu treten. Das geschah vor aller Augen. Bald lagen beide auf den Knien. Während dieser feierlichen Augenblicke spielte sich in Dr.



Baedekers Seele ein innerer Vorgang ab, durch den sein jahrelanger Unglaube für immer verschwand. Er beugte sich vor Gott. Er traute seinem Heiland, und bald erfüllte der Jubel der Errettung sein Herz. Die Erfahrung dieser denkwürdigen Nacht faßte er treffend in die Worte: ›Ich kam hinein als ein stolzer deutscher Ungläubiger und heraus als ein gedemütigter, gläubiger Jünger des Herrn. Gott sei gepriesen!«

Frau Baedeker, deren größtes Vergnügen im Leben bisher Musik und Tanz gewesen war, tat wenige Tage später denselben Glaubensschritt wie ihr Mann. Dieser erlebte übrigens nicht nur die Bekehrung seiner Seele, sondern auch eine merkwürdige Heilung und Kräftigung seines Leibes. Baedeker hatte bisher eine sehr zarte, anfällige Gesundheit gehabt. Herzschwäche machte ihm sehr zu schaffen. Diese war auf einmal wie weggeweht, er brauchte fortan keine Medizinflaschen mehr. Vierzig Jahre im Dienst für Christus lagen vor ihm. Die äußeren Umstände dabei waren oft voller Mühsal und Strapazen. Der Doktor, obwohl er nie der Kräftigste war, hielt sie durch, ohne jemals ernstlich krank zu werden.

Zunächst machte Baedeker Reisen in seiner Wahlheimat England als Rufer zu Christus. 1874 dehnte er seine Reisetätigkeit zum erstenmal auf sein deutsches Vaterland aus, und schon ein Jahr später taten sich ihm die Türen nach Rußland auf. Das riesige Zarenreich wurde in besonderer Weise die Stätte seines Wirkens. Zunächst erschien er in der Hauptstadt St. Petersburg, wohin sein geistlicher Vater Lord Radstock, der ihm inzwischen ein lieber Freund und Bruder geworden war, ihn rief. Baedeker sollte ihm helfen bei jenen außergewöhnlichen Evangelisationsversammlungen unter hochstehenden Persönlichkeiten am Zarenhof, in der Regierung und beim Militär, die zu jener Zeit durchgeführt wurden und über die an anderer Stelle unseres Buches mehr zu lesen ist. Schon 1877 verließ der Doktor – dieses Mal mit Frau und Tochter – wiederum Western-super-Mare und hielt sich für drei Jahre in Rußland auf, um zunächst unter der zahlenmäßig nicht geringen deutschsprachigen Bevölkerung eine evangelistische Arbeit aufzunehmen. Immer mehr erweiterte sich in der Folgezeit der Kreis seiner Tätigkeit. Er durchzog die westlichen und südlichen Provinzen Rußlands, außerdem hauptsächlich Böhmen, Mähren, Ungarn, Galizien, Polen, Finnland und die Schweiz.

Zu den ersten Segensfrüchten, die Gott dem Doktor schenkte, gehörte die Bekehrung eines adligen Fräuleins Toni von Blücher in Berlin. Diese begann bald ihrerseits einen ausgedehnten Dienst des Glaubens und der Liebe – in Verbindung mit den »Offenen Brüdern«, zu denen sich auch Baedeker zählte.

Seine erste Versammlung in Rußland hielt Baedeker in Mitau in Kurland. Er hatte keine Hemmungen, gleich nach seiner Ankunft dort den Gouverneur aufzusuchen, sich als Evangelist aus England vorzustellen und einen Salon in der Gouverneurswohnung für eine Versammlung zu erbitten. Tatsächlich, er bekam diesen! So unbürokratisch wie hier ging es natürlich nicht immer zu, wenn der Doktor Erlaubnis und Räume zum Sprechen brauchte. Aber seine lebenswürdige Beharrlichkeit trug manchen Sieg über zunächst oft barsche und brummige Beamte davon. Später praktizierte er oft einen einfachen Grundsatz: Zu Beginn einer Arbeit fragte er nicht um Erlaubnis. Er fing einfach an und rief sich selber ermutigend zu: »Vorwärts, bis man halt ruft! Das spart Zeit.«

Die Sprachen Deutsch und Englisch beherrschte der Doktor fließend. Auch das Französische war ihm vertraut. Gelegentlich wagte er sich sogar daran, eine Ansprache in Russisch zu halten. Oft brauchte er Dolmetscher, die ihn in die vielen Sprachen, die im Russischen Reich gesprochen wurden, übersetzten. Im allgemeinen konnte er mit einem Glaubensbruder rechnen, der seine Ansprachen ins Finnische, Russische, Lettische, Estnische, Georgische, Armenische, Polnische oder in eine andere Sprache übersetzte.

### *Ein einzigartiger Ausweis*

Was Dr. Baedeker besonders bekannt gemacht hat und was in der Erinnerung an ihn das Unvergeßlichste geblieben ist, das sind seine Besuche und seine Verbreitung von Bibeln in den russischen Gefängnissen gewesen. Es wurde ihm ein einzigartiges Vorrecht zuteil. Achtzehn Jahre lang hatte er allein das Recht, jedes Gefängnis in den Provinzen des Zaren zu besuchen. Er hatte Zutritt in Warschau wie in den Strafkolonien der Insel Sachalin, in den Festunggefängnissen Kaukasiens tief im Süden bis zu den eisumstarrten Einöden des nördlichen Sibirien.

Er besaß einen amtlichen Erlaubnisschein, der ihm solche Besuche gestattete. Darin stand, er habe »den speziellen Auftrag, die russischen Gefängnisse zu besuchen und die Strafgefangenen mit Exemplaren der Heiligen Schrift zu versehen«. Dankbar hörte man ihn sagen: »Mein Name ist in Rußland und Sibirien der reine Hauptschlüssel für Gefängnistüren geworden. Ich habe hinter Gefängnismauern soviel Freiheit, Christus zu predigen, wie nur immer in den Straßen Londons, ja wahrhaftig mehr.« Lassen wir ihn selber berichten, auf welche Weise er sein Privileg erlangt hat:

»Einst hatte ich keine Ahnung davon, was für ein großer Teil der Bevölkerung mancher Länder wie wilde Tiere hinter Eisengittern verwahrt und mit Ketten belastet ist. Als ich die Verhältnisse in Rußland kennenlernte, wurde es mein Herzenswunsch, daß diese Gefängnisse sich mir öffnen möchten. Ich wagte es, mein Verlangen einer hochgestellten Dame in St. Petersburg zu offenbaren. Ich fragte, ob wohl eine Möglichkeit vorhanden sei. Traurig schüttelte sie den Kopf. Aber sie vergaß meinen Wunsch nicht.«

Die »hochgestellte Dame« traf eines Tages ganz unerwartet in einem Laden in Petersburg den Leiter des russischen Gefängniswesens. Sie nutzte die überraschende Gelegenheit und trug ihr Anliegen folgendermaßen vor: »Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie meinem Freunde, einem Engländer namens Dr. Baedeker, eine Erlaubniskarte zum Besuch der Gefängnisse und der Gefangenen verschaffen wollten. Er hat natürlich keine politischen Zwecke; er will ihnen Bibeln geben und sich ihrer annehmen. Gottes Wort, das Evangelium, kann nur zum Guten auf sie einwirken.« Die gewünschte Erlaubnis wurde erteilt!

Fahren wir mit Dr. Baedekers eigenem Bericht fort: »Der Erlaubnisschein erreichte mich in England, als ich im Begriff stand, nach Rußland zu reisen, und ich sah ihn als einen kostbaren Besitz an. Schleunigst fuhr ich nach Odessa, und einer meiner ersten Besuche galt dem Gefängnis. Ich wies mein Schriftstück vor, und es bewährte sich. Die Türen des Gefängnisses taten sich auf, die Beamten waren sehr freundlich und rücksichtsvoll und unterstützten mich in jeder Weise. Das war doch wirklich eine wunderbare Gebetserhörung. Die meisten wissen ja gar nicht, wie viele Menschen in jedem Lande von der Bildfläche verschwunden sind, ohne daß jemand ihrer gedenkt.«

Als Baedeker den großzügigen Leiter des Gefängniswesens etwas später persönlich zu sprechen die Gelegenheit hatte, war er sehr erfreut, als dieser ihn ermunterte, auch nach Ostsibirien zu gehen. Es wurde ihm versprochen, daß die Pakete mit Bibeln, die er für seine Besuche benötigte, jeweils nach den einzelnen Gefängnissen vorausgeschickt werden sollten.

Die Zustände in den russischen Gefängnissen waren meist hart, grausam, schmutzig, entsetzlich unhygienisch. Aber nichts konnte den »Apostel der Liebe«, wie der Doktor gern genannt wurde, abhalten, auch den gesunkensten und elendesten Schichten der Bevölkerung, die sich in den oft überfüllten Strafanstalten zusammendrängten, sein Herz und seine helfende Hand zuzuwenden. Viele der Gefangenen waren leichter oder schwerer Verbrechen wegen verurteilt worden. Andere waren politische Gefangene, die mit ihren revolutionären Ideen die Herrschenden bedroht hatten. Am liebsten traf Baedeker auf Brüder und Schwestern im Glauben, die um Christi und des Evangeliums willen von den Behörden des Staates und der orthodoxen Kirche verbannt worden waren. Ihnen war sein Beistand und sein Trost immer wieder eine große Freude und Stärkung.

Eines Tages erlebte der Doktor die unangenehme Überraschung, daß ihm in einem Menschengedrange auf einem Bahnhof die Briefftasche mit seinem Geld und vor allem seinem wertvollen Ausweis gestohlen wurde. Es wurde ihm aber anstandslos ein neuer ausgestellt. Der Ausweis galt immer für zwei Jahre. Ohne sein Dazutun wurden ihm fast bei jeder neuen Ausstellung noch größere Vorrechte eingeräumt, als er sie schon besaß. Es gab im weiten Rußland bis nach Sibirien hinein Festungsgefängnisse und Straflager, deren Tore sonst vor Besuchern ängstlich verschlossen blieben. Aber vor Dr. Baedeker taten sie sich auf. Sein selbstverleugnender Einsatz für die Ärmsten der Armen, für ihr zeitliches Wohl und ihr ewiges Heil wurde immer weniger durch bürokratische Fesseln behindert. In jede Zelle, auch des gefährlichsten Verbrechers, durfte er eintreten.

## *Das »Weihnachtsmahl« bei den Tataren*

Wer wie der Doktor in einem unzivilisierten Land, wie es Rußland damals weithin darstellte, ständig unterwegs war, der war begreiflicherweise von mancherlei Gefahren bedroht. Aber immer hat sich der Schutz Gottes in Baedekers Leben bewährt. Er kam z. B. in überfüllte Hospitäler, in denen der Gestank übler, ansteckender Krankheiten die Luft verpestete. Sogar Ärzte wurden davon hingerafft. Er aber ging unbeschädigt ein und aus. Er kam in wenig bevölkerte Gegenden, wo Raubtiere und verzweifelte Menschen hausten. Sie taten ihm nichts. Bei nächtlichen Eisenbahnfahrten stiegen manchmal wenig vertrauensvoll wirkende Reisende in sein Abteil. Das Messer saß ihnen lose in der Tasche. Wenn sie auch einen ohrenbetäubenden Lärm mit ihren Liedern und seltsamen Musikinstrumenten machten, es gelang dem Doktor, ruhig zu bleiben und ihnen sogar anerkennend zuzunicken.

Baedeker zog es vor allem in die Gefängnisse, um dort das Licht und den Trost des Evangeliums aufleuchten zu lassen durch Verteilen von Bibeln und sein mündliches Zeugnis von Jesus. Immer wieder standen ihm dafür gute Dolmetscher zur Verfügung. Aber seine Wirksamkeit beschränkte sich nicht darauf. Wo immer in noch so abgelegenen Gegenden ein Häuflein Christen ihn um einen Dienst bat oder wo eine Tür – auf welche Weise auch immer – sich auftat, da kannte der Doktor kein Zögern, da war er zum Zeugnis bereit. Solche Wege waren oft mit Abenteuern verbunden, von denen eins hier erzählt sei.

Es war kurz vor dem Weihnachtsfest, als Baedeker im Süden Rußlands, in Transkaukasien, in einem christlichen Armenierdorf tief in den Bergen einige Versammlungen hielt. Am Weihnachtsmorgen nahm er mit seinem Führer und Übersetzer Abschied. Die beiden verloren in der weiten Einöde die Richtung. Der Führer war schnell völlig verzweifelt und klagte laut, daß es töricht gewesen sei, sich in solcher Jahreszeit in eine solche Gegend zu wagen. Nie werde er die Heimat wiedersehen. Der Doktor ließ sich von seiner Verzagtheit nicht anstecken. Er sank auf seine Knie und richtete eins seiner kindlichen, vertrauensvollen Gebete, die für ihn so typisch waren, nach oben: »Vater, wir können nicht umkommen, denn wir sind in deiner Hand und unter

dem Schatten deiner Flügel. Du kennst den Weg. Sende uns Hilfe in unserer Not und führe uns an einen sicheren Ort!«

Ein fernes Hundegebell unterbrach den Beter. Gab der Vater seinem Kind so schnell eine Antwort? Die beiden verirrt Reisenden folgten der Richtung des Schalls und gelangten, als es schon vollkommen Nacht geworden war, in ein kleines Lager von Tataren (Tataren = mongolisch-türkische Mischstämme in Osteuropa). Deren Überraschung beim Anblick der Ankömmlinge war natürlich groß. Noch nie hatten sie im späten Dezember in ihrer Gegend fremde Reisende gesehen. Es war ja eine Jahreszeit, in der jederzeit wilde Schneestürme losstoben konnten.

Für den Doktor war die denkwürdige Begegnung eine willkommene Gelegenheit, den Mohammedanern ein Zeugnis von seinem »Meister« zu sagen: Er habe in diesem konkreten Fall den Schneestürmen gewehrt, und seine große göttliche Liebe habe im Wunder der Weihnacht den Menschen den Retter gesandt. Als »Weihnachtsmahl« erhielt Baedeker ein Stück schwarzes Tatarenbrot und einen Granatapfel. Er schrieb gleich am folgenden Tag in einem Brief an seine Frau, daß ihm kein üppiger Weihnachtsbraten in England so gut geschmeckt haben würde wie die kärgliche Mahlzeit bei den Tataren in den weltabgelegenen Bergen.

### *Auch in den »Salons« zu Hause*

Unterbrechen wir jetzt den Bericht von der hingebungsvollen Arbeit Dr. Baedekers unter seinen geliebten Gefangenen und wenden uns einem völlig andersgearteten Bereich von Menschen zu, in den hinein ihm auch eine offene Tür gegeben war! Wir haben schon von Lord Radstock, Baedekers »geistlichem Vater«, erfahren. Dieser war Gottes erwähltes und gesegnetes Werkzeug bei der Erweckung in den »Salons von St. Petersburg« 1874 und in den darauffolgenden Jahren. Er machte es wie Barnabas, der zur Mithilfe und geistlichen Befestigung unter den Erweckten der Stadt Antiochia den Paulus herbeiholte (Apg. 11, 25). Radstock rief Baedeker in die russische Hauptstadt, wo ihn die bekehrten Glieder vornehmer Familien – aber auch die schlichten Gläubigen – mit offenem Herzen empfingen und ihn bei seinen nun einset-

zenden evangelistischen Unternehmungen nach Kräften unterstützten.

Über die Petersburger Bewegung wird in unserm Buch bei der Darbietung des Lebensbildes von Graf Korff näher berichtet. Sie hörte nicht auf, fand aber doch eine gewisse zeitliche Grenze, als im Jahre 1884 zwei ihrer Hauptträger, der genannte Graf Korff und Oberst Paschkow, vom Zaren aus ihrer russischen Heimat verbannt wurden. Einige angesehene Fürstinnen, die sich zu den Gläubigen bekannten – unter ihnen ist besonders Natalie von Lieven zu nennen –, erfreuten sich jedoch weiterhin der Gunst des Kaisers, zumal wenn sie verwitwet waren. Die Feinde der evangelischen Wahrheit, unter denen sich die oberste Behörde der orthodoxen Staatskirche unrühmlich hervortat, hetzten auch gegen solche edlen Frauen, doch Alexander II. wies sie ab: »Man lasse meine Witwen in Frieden!«

Es waren vor allem diese »Witwen«, die in ihren Salons Bibelbesprechstunden und Gebetszusammenkünfte abhielten, ohne behelligt zu werden. Bei der erwähnten Fürstin Natalie Lieven fand das Ehepaar Baedeker – Frau Baedeker begleitete gelegentlich ihren Mann auf dessen Reisen – eine großzügige Herberge, wenn es sich in Petersburg aufhielt. Die Fürstin schrieb einmal darüber: »Dr. F. W. Baedeker war ein häufiger und hochwillkommener Gast in unserm Heim. Viele seiner Versammlungen sind, ebenso wie die Georg Müllers, in meinem Hause gehalten worden. Ich sehe es als ein großes, vom himmlischen Vater mir gewährtes Vorrecht an, daß ich so hervorragenden Christen Gastfreundschaft habe erzeigen dürfen.

Wir danken unserm Herrn von Grund des Herzens, daß er seinen treuen Diener Dr. Baedeker nach Rußland gesandt hat. Er hat hier viel Liebe besessen. Die einfachen Brüder nannten ihn ›Dedutschka‹ (Großväterchen). Sein Herz wallte stets über von Liebe zu seinem Herrn und Meister. Oft hörten wir ihn mit bewegtem Herzen den Vers singen:

Was wäscht mich von Sünden rein?

Nichts als Jesu Blut allein!

*Nichts als Jesu Blut allein!«*

Von einem Besuch, den der Doktor ohne seine Frau machte, schrieb er gleich am Tag nach der Ankunft an diese – er war ein sehr treuer Briefeschreiber –: »Wohlbehalten bin ich angekom-

men. Die teure Fürstin holte mich in ihrem Wagen ab und begrüßte mich aufs herzlichste. Ich war köstlich müde nach der langen Nachtfahrt. Aber ich hatte in der Stadt etwas zu besorgen, und um 6 Uhr aß ich mit Prinzeß M., die immer sehr gütig ist. Um 8.30 Uhr war Bibelstunde bei Fürstin G., und es war Mitternacht vorüber, als ich ins Bett kam. Heute morgen geht es mir, Gott sei Dank, gut. Sein Name sei gelobt!«

Die Tore der Landhäuser des russischen Adels standen Dr. Baedeker allerwärts offen. Er war aber keineswegs auf Einladungen aus, wenn er dabei keine Gelegenheit fand, ein Zeugnis von seinem Heiland abzulegen. In einem seiner Briefe finden sich die folgenden offenherzigen Worte: »Ich war einige Tage bei Baron S. und seiner Gattin. Er ist mit Fürstin X. befreundet und bat mich dringend um einen Besuch. Genußsüchtigen Landadel zu besuchen, ist nichts für mich. Lieber trocken Brot und Arbeit für den Heiland als Feste und Genuß, ohne die Hände zu rühren! Der Herr hat begonnen, unter dem Volke zu arbeiten, und ich bin dankbar, daß ich dafür beten darf.«

Die Verkündigung des Doktors wurde durch zahlreiche seelsorgerliche Gespräche ergänzt. Darüber einiges aus Briefauszügen: »Gestern hatte ich ein langes Gespräch mit der Großfürstin, das sie sehr zu fesseln schien. Arme, unglückliche Frau! Sie strömte ihre Klagen vor mir aus. Ich durfte sehr freimütig zu ihr reden und auf ihre Bitte mit ihr beten.« – »Ich wurde zu einem Gesandten gerufen. Er scheint bekümmert um sein Seelenheil.« – »Es sind noch andere da, die mich zu sprechen wünschen. Das ist ein fruchtbares Feld für stille, stetige Arbeit. So viele suchende Seelen!« – »Das Werk des Herrn wächst in die Tiefe und in die Breite. Gepriesen sei sein heiliger Name!« – »Gestern fuhren wir mit fröhlichem Schellengeklingel durch tiefen Schnee zum Besuch eines meiner geistlichen Kinder, das mir sehr teuer ist, aber zurückgegangen war. Der gute Hirte hat sein verlorenes Kind gesucht und gefunden, und es war mir eine große Freude, ihre neue Entschiedenheit zu sehen. Ich aß mit ihr und ihrem Gatten und sah ihre drei Kinder, die mir das Gesicht streichelten.«

Es war rührend, wie die Fürsorge der Petersburger Gläubigen alle Bedürfnisse Baedekers umfaßte. Einmal erschien er im Palais Lieven nach einer anstrengenden Reise durch die Gefängnisse im Kaukasus sehr abgezehrt und geschwächt. Aber die gute Versor-



gung brachte ihn bald zu neuen Kräften. Fürstin Natalie fand auch, daß des Doktors Reisemantel inzwischen sehr abgetragen aussah. Er selber meinte, der Mantel genüge noch für lange Zeit. Doch die Fürstin blieb beharrlich bei ihrem edelmütigen Entschluß, man müsse den Besucher gegen die Unbilden des russischen Winters in einen neuen, wärmenden Pelzmantel stecken. Und schon nach kurzer Zeit konnte Baedeker nicht umhin, sich dem Fotografen in seiner neuen Gewandung, zu der noch eine Bibernütze gehörte, zu stellen. Ein köstliches Bild: der lange weiße Bart des Gottesmannes liegt ehrfurchtheischend auf dem breiten Pelzkragen!

*Welch ein »Sprengel«!*

Dr. Baedeker sah und bejahte seine Aufgabe an den Reichen und Vornehmen, die bei allem äußeren Glanz und Prunk oft in bitterem Elend der Seele lebten und nach einem Sinn für ihr Leben suchten. Aber der größte Teil seiner Zeit und die nie ermüdende Kraft seiner Liebe gehörte vor allem den von der übrigen Welt Vergessenen, denen, die irgendwo im weiten Rußland in den Gefängnissen schmachteten. Ehe wir uns diesem Herzstück von Baedekers Arbeit erneut zuwenden, soll uns ein guter Kenner seines Lebens und Dienstes in einem kurzen Überblick die ganze Fülle und Weite des »Sprengels« dieses Apostels der Liebe beschreiben:

»Von den Ufern des Rheins, in dessen Nähe seine Wiege stand, bis zu den letzten, verlorenen Strafkolonien auf der Insel Sachalin im äußersten Osten Asiens – von den fürstlichen Palais des gläubigen Adels in Stockholm bis zu den primitiven Ansiedlungen verbannter Stundisten am Fuß des Ararat im Kaukasus ist Dr. Baedeker als Apostel zweier Erdteile gepilgert. Hin und her in Europa, quer durch Sibirien, mit dem Dampfproß wie mit dem Dampfboot, mit russischen und sibirischen Pferdegespannen (Troika und Tarantass) über endlose Straßen und Landwege; im Schlitten über die weiten Schneefelder der Steppe und die gefrorenen Flußläufe entlang: überallhin reiste dieser außergewöhnliche Mann mit der Predigt des Evangeliums. Die Feldzüge auf Rossesrücken, die John Wesley zur Evangelisation Englands unternahm,

schrumpfen zusammen gegenüber den unaufhörlichen Tausendmeilenreisen, welche Dr. Baedeker im Dienste Jesu zurücklegte. –

Das eigenartige Völkchen der Molokanen – der Quäker Rußlands – hatte einen besonderen Platz in Baedekers Herzen. Er hat sich Arbeit um sie gemacht, er bewunderte ihr furchtloses Festhalten an der Verwerfung des Kriegsdienstes, das ihnen so viel Leid und Schaden in dem großen Militärstaat Rußland gebracht hat. –

Heute steht der Doktor in dem größten Saale eines österreichischen adligen Schlosses, dessen erweckter Besitzer seine Nachbarn zusammengerufen hat, um das Zeugnis des Gastes zu hören; dann in dem viereckigen Hof eines armenischen Waisenhauses in Konstantinopel; dann in Smyrna unter einem Haufen von Griechen, Armeniern, Türken und Juden, an einem Tage sechs Ansprachen haltend an Leute, die brennen vor Begierde, das Wort zu hören. Dann wieder redet er in dem Hörsaal einer ungarischen, russischen oder finnischen Universität zu einer Versammlung von Theologiestudenten, denen einer ihrer eigenen Professoren übersetzt. Dann wieder versucht der eifrige Knecht Christi in München unter Anhängern der deutschen Linken, seinen eigenen Landsleuten, in demselben Saal, in dem Karl Marx seine sozialistischen Vorträge hielt, Leute aus den verschiedensten Lebenskreisen zur Gemeinde Christi zu sammeln. –

Wie weit es Doktors ›Sprengel‹ reichte? Die russischen Armenier im Kaukasus, die Flüchtlinge aus der armenischen Türkei und die Waisen der Opfer türkischer Metzeleien; die Stundisten, die er bewog, sich heimlich zu versammeln, an einsamen Orten, in todstillen Nacht, auf eilige Verabredung hin, um von ihm die Botschaften und Liebesgaben ihrer Glaubensgenossen in England entgegenzunehmen; die russischen Baptisten, die Nachkommen der nüchternen, fleißigen Kolonisten, welche die Kaiserin Katharina einst mit Freuden in ihrem Reiche empfangen hatte; die neugewonnenen Protestanten aus der österreichischen ›Los-von-Rom«-Bewegung, von denen viele nicht genug von dem wahren Evangelium hören konnten; dazu eine Menge anderer, eigenartiger Menschenkinder gehörten zu dem ›Sprengel‹ dieses wahren Bischofs der Kirche Gottes.«

Zweimal hat Friedrich Wilhelm Baedeker Sibirien, also das nördliche Asien durchquert, das erstemal im Frühjahr und Sommer 1890. Da war er immerhin schon 67 Jahre alt! In zahlreichen Briefen hat er seine Frau im fernen Weston-super-Mare ausführlich an allem Erleben teilnehmen lassen. Solche Briefe sind natürlich oft lange unterwegs gewesen, bevor der britische Postbote sie der sehnsüchtig wartenden Gattin aushändigen konnte.

Sechs Monate dauerte insgesamt die Zickzackreise – erst durch das europäische, dann durch das asiatische Rußland. Die Rückkehr erfolgte über Japan und China. Jenseits des riesigen Stromes Ob wohnten damals nur sehr wenige Menschen. Sibirien war vor allem die in schauriger Verlassenheit sich dehnende »Heimat« der vielen elenden Verbannten, für die eine ganze Reihe von düsteren Gefängnissen und Straflagern errichtet worden war. In diese Einöden wagte sich der Pionier des Kreuzes Christi, um auch dort die Botschaft von der Erlösung zu verkündigen. Wir bringen jetzt Auszüge aus Baedekers Briefen. Auf diese Weise bekommen wir den besten und lebendigsten Anschauungsunterricht. Als Dolmetscher begleitete ihn Johann Kargel, ein bewährter Bruder und Prediger der russischen Evangeliumschrsten.

»Perm (im westlichen Ural), Montag, den 19. Mai 1890. – Heute morgen kamen wir hier an. Sogleich gingen wir zum Gefängnisdirektor und dann zu dem großen Gefängnis, in dem mehr als 600 Gefangene furchtbar eng zusammengepfercht sind. Ich meine noch nie ein Gefängnis gesehen zu haben, in dem die Menschen so zusammengepfercht sind wie hier. Zuerst hatten wir sie alle zusammen vor uns und redeten zu ihnen über den Zweck unseres Besuches, über die Not ihrer Seele und über des Herrn Bereitwilligkeit, diese Not zu heben. Als wir dann Neue Testamente zu verteilen begannen, war es unmöglich, Ordnung zu halten. Wir mußten die Gefangenen in die Säle zurückschicken und sie da aufsuchen.« –

»Jekaterinburg (heute Swerdlowsk, Ural), Samstag, den 24. Mai –. Wir besuchten hier das Gefängnis und fanden, daß die Gefangenen aus einem Vorrat mit Büchern versorgt wurden, den ich voriges Jahr beim Direktor gelassen hatte. Es gibt hier einige englische Familien, die ich besucht habe. Herr und Frau Davidson

von der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft sind sehr freundlich. Herr Davidson will zwischen Tomsk und Irkutsk mit mir reisen. Es ist mir eine große Entbehrung, keinen Brief von Dir zu haben. Ich hoffe, einen dicken Bund zu finden, wenn ich, so Gott will, in Tomsk bin.« –

»Tomsk (Westsibirien), Mittwoch, den 18. Juni. – Wir sind heute wohlbehalten nach einer langen Dampferfahrt auf dem Ob hier angekommen. Mr. Davidson ist zu uns gestoßen. Deine Briefe – Welch eine Freude! Der Herr sei gepriesen um alle seine Güte! Es geht mir gut, und ich bin in der rechten Verfassung für die Reise, die vor uns liegt.« –

»Tomsk, Freitag, den 20. Juni. – Am Abend besuchten wir das dritte Gefängnis. Die Sträflinge gehen tagsüber zur Arbeit und kommen erst um 7 oder 8 Uhr am Abend zurück. Wir kamen um 8.30 Uhr und fanden guten Eingang bei ihnen. Es befinden sich Juden in großer Menge darunter. Alle sind sehr begierig, das Neue Testament zu bekommen. Kein einziger weist es zurück.

Die Gefängnisse hier sind nicht überfüllt. An einigen Stellen finde ich noch Leute, die vor einem Jahr Testamente oder Bibeln erhalten haben. Sie begrüßen mich mit dankbarem Lächeln und zeigen mir ihre Bücher, die sie gelesen haben und liebevoll verwahren. Es sind Anzeichen da, daß Gottes Wort nicht ohne Einfluß auf sie geblieben ist. Ein geistlicher Frühling beginnt sich zu regen.

Gestern besuchten wir den Gouverneur. Er war sehr freundlich und gab uns für unsere Reise einen ›Ausweis‹. Derselbe ermöglicht uns ein schnelleres Reisen; denn er sichert uns einen sofortigen Pferdewechsel zu billigerem Preise zu. Das Papier verkündet, daß wir ›den besonderen Auftrag haben, die sibirischen Gefängnisse zu besuchen und die Sträflinge mit Exemplaren der Heiligen Schrift zu versehen‹. Brauchen wir Postpferde, so müssen uns Regierungspferde geliefert werden. Sind keine da, so müssen auf alle Fälle andere aufgetrieben werden. Du siehst, der Herr erweckt uns überall Freunde und Helfer.

Wir hatten hier jede gewünschte Bewegungsfreiheit. In jeder Zelle redeten wir ausführlich und sprachen dann noch im offenen Hofe zu den Hunderten in der Runde. Wie immer wurden mir viele Bittschriften in die Hand gedrückt, die das Los der Gefangenen ein wenig erleichtern sollen. Wir fanden einen jungen Bur-

schen von 17 Jahren in Gesellschaft aller möglichen Verbrecher. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, ihn hier zu lassen, ohne einen Versuch, ihn freizubekommen. Er hat nicht eigentlich ein Verbrechen begangen. Er geriet in schlechte Gesellschaft und verlor überm Kartenspielen sein Geld. In den Straßen von Tomsk wurde er, tatsächlich von allem entblößt und ohne seinen Paß, aufgefunden und ins Gefängnis gesteckt, wo er in einer Zelle mit den andern kampiert. Ich muß mit dem Gouverneur über ihn reden. Jeder Tag in der Zelle bringt ihn dem Verderben näher.«

»Tomsk, Montag, den 23. Juni. – Ich suchte noch einmal den Gouverneur auf. Er hat den oben erwähnten Burschen freigelassen und ihn unserer Obhut übergeben. Wir werden ihn nach Irkutsk mitnehmen zu seiner Mutter, die dort wohnt.

Wir haben für 130 Rubel einen Tarantass gekauft. Mr. Davidson besitzt seinen eigenen. So werden wir zusammen reisen. Man kann sich schwer vorstellen, was eine Reise im Tarantass bedeutet. Er sieht aus wie eine altmodische Familienkutsche. Der eigentliche Wagenkörper besteht aus Flechtwerk, das mit Teppichstoff verkleidet ist. Darüber eine bewegliche Lederplane. Von ordentlichen Federn ist leider keine Rede. Der Wagen ruht auf drei oder vier langen Stangen, deren Elastizität ein klein wenig Schutz gewährt gegen das Rumpeln auf dem rauhen Wege oder besser Pfade, dem wir so gut wie möglich folgen. Drei Pferde sind vor den Wagen gespannt, und da die sibirischen Pferde sehr schnell jagen, muß sich der Fahrgast sehr festhalten, bis er sich an das Stoßen und Schleudern gewöhnt. Sind die Wege holprig, so wird man oft ohne Erbarmen bis an die Decke oder von einer Ecke zur andern geschleudert. Dazu ist das Gefährt unser Schlafzimmer, bei nassem Wetter unser Speisewagen.

Die Hoteldiener in Tomsk verstanden sich auf das Packen eines Tarantass. Zuerst wurden etliche 500 Bibeln und Testamente, in Pakete zu je 40 eingeteilt, als eine Art Ballast auf dem Boden des Wagens verstaut. Dann kommt der Rest des Gepäcks – so gleichmäßig wie möglich verstaut. Zuoberst wurden die Matratze und die Kissen gelegt, auf denen die Fahrgäste Platz nehmen. Mit Essen, Tee und Zucker muß man versehen sein. Auf den Poststationen ist nur ein Samowar (russischer Teewassererhitzer) zu haben und allenfalls Eier.

Von Tomsk nach Krasnojarsk (Mittelsibirien) sind es 500 Werst

(Werst = altes russisches Längenmaß, ein Werst = 1066,8 m). Und von dort nach Irkutsk 1000 Werst. Daraus kannst Du Dir selber ein Bild davon machen, was für eine Reise vor uns liegt. Doch bedauere ich noch keinen Augenblick, sie unternommen zu haben. Ich hoffe, Du behältst innerlich Freude und Frieden, wenn ich auch für eine Weile so weit weg von Dir bin. Von Tomsk nach Krasnojarsk sind 27 Poststationen. Auf jeder findet Pferdewechsel statt. Von Krasnojarsk nach Irkutsk sind 40 Poststationen.

Diese Arbeit in den Gefängnissen wird immer interessanter, je weiter wir kommen. Männer und Frauen sind sehr dankbar. Wir arbeiten ganz planmäßig ohne alle Verwirrung oder Unordnung. Wir genießen jede gewünschte Freiheit. Niemand greift ein, vielmehr hören Beamte und Gefangene äußerst aufmerksam zu. Die ganz großen Gefängnisse liegen allerdings noch weit weg jenseits des Baikalsees.« –

»Krasnojarsk, Donnerstag, den 3. Juli. – Während der heißen Stunden machen wir stets Rast und fahren 4 Uhr nachmittags bis 11 Uhr vormittags. So ist es weniger ermüdend. Natürlich schlafen wir im Tarantass. Das ist etwas ganz Neues. Zuerst fanden wir es sehr schwer, »einzunicken«, wegen der Straße, des Rüttelns und Schaukelns. Aber jetzt sind wir daran gewöhnt und können gleich und gut schlafen. Die frische Luft macht einen schon froh. Dazu sind die Bäume, die Hügel und Täler sehr schön, und die Feldblumen entzücken uns. Die Moskitos sind freilich fast unerträglich.« –

»Krasnojarsk, Sonntag, den 6. Juli. – Hier sind viele Tataren aus dem Kaukasus, dazu Armenier, Juden, Deutsche, auch ein Este, der mit seiner Frau große Freude über ein estnisches Neues Testament bezeugte, das ich ihm gab. Von den Sibiriern sind recht wenige imstande zu lesen, von den Frauen kaum eine. – Für die Fahrt nach Irkutsk werden wir etwa sieben Tage brauchen. Die Entfernung beträgt 1008 Werst.« –

»Irkutsk (Ostsibirien), den 17. Juli. – Es hätte Dir großes Vergnügen gemacht, uns gestern abend nach unserer 10 Uhr erfolgten Ankunft ein treffliches Kotelett mit Salat und Kartoffeln schmausen zu sehen. Das war ein Hochgenuß nach einer so anstrengenden Reise von einer Poststation zur andern, ohne eine einzige warme Mahlzeit. Wir waren immer dankbar, wenn die frischen Pferde bereit standen.

70 Werst von hier, in Alexandrowskaja, steht ein großes Zentralgefängnis mit 2300 Insassen. Wir hoffen dort einen Besuch zu machen. Zwischen Krasnojarsk und hier fanden wir Gelegenheit, ein Etappengefängnis zu besuchen, zu 225 Leuten zu reden und Bücher zu verteilen. Zweimal haben wir unsern Wagen dem Stellmacher überantworten müssen. Radbrüche sind auf solchen Reisen etwas ganz Gewöhnliches. Und wir sind besser davongekommen als die meisten Reisenden.« –

»Irkutsk, Sonntag, den 20. Juli. – Wir sind in dem großen Gefängnis von Alexandrowskaja gewesen. Am Freitagabend um 10 Uhr brachen wir hier auf und kamen gestern früh um 8 Uhr dort an. Es waren 2500 Gefangene da. Sofort führten uns die Beamten in den heißesten Kampf auf dem ›Schlachtfelde Gottes‹. Wir hatten ebensoviel Freiheit wie nur immer auf den Straßen Englands, nein mehr. Die diensttuenden Beamten hatten alles für uns geordnet. So hatten wir eine Gefangenenversammlung unter freiem Himmel und verkündigten ihnen das Wort Gottes freimütig und ohne Rückhalt. Am Abend kamen 400–500 Mann von der Arbeit. Sie waren in einem Viereck aufmarschiert, und Kargel und ich standen auf dem Karren, der unsere Bücher beförderte, und redeten zu allen. Die Beamten hörten gleichfalls aufmerksam zu, und einige waren tief bewegt.

Der ganze Tag ging so hin. Als wir endlich fertig waren, fuhren wir zurück nach der Poststation, fuhren 11 Uhr abends ab nach Irkutsk und kamen wohlbehalten um 9 Uhr heute morgen hier an. Es war ein glücklicher, ausgefüllter Tag, und wir fühlten uns danach köstlich müde.«

### *Im Mittelpunkt des sibirischen Gefängnisystems*

»Tschita (jenseits des Baikalsees), Mittwoch, den 30. Juli. – Da sind wir wohl und munter. Gestern um 5 Uhr kamen wir an, genau fünf Tage, nachdem wir Irkutsk verlassen hatten. Unser Tarantass wurde auf dem Dampfer über den Baikalsee übergesetzt. Hier beginnt nun wirklich die Gegend der Gefängnisse. Das hiesige Gefängnis ist nur klein. Die Szenerie zwischen dem See und hier ist wirklich wunderschön, besonders am Selinga-Fluß. Das Blumenmeer, das wir sahen, würde Dich auch entzückt haben. Jeden

Tag glaubten wir, neue Arten zu erspähen. Unter vielen andern gab's Edelweiß und noch andere Alpenblumen mit ihren tiefen Farbtönen. Es war eine Wonne, sie zu sehen, und ich ließ öfter den Kutscher halten, während ich Blumen pflückte. Leider verwelkten sie bald.

Tschita ist eine der höchstgelegenen Städte in Sibirien. Es liegt abseits in einem Tale, hoch in den Bergen, 1220 Meter über dem Meer. Aller Lebensunterhalt muß von Osten oder Westen mit ungeheuren Kosten heraufgebracht werden. Getreide wächst hier nicht mehr.

Unser Hotel bietet eine sehr dürftige Unterkunft. In der Bequemlichkeit ist es weit zurück und nur in den Preisen fortgeschritten. Aber so etwas nehmen wir mit guter Laune hin. Betten? Gibt's nicht! Wir haben eine wacklige, abgemagerte Matratze, die so eben über die harten Bretter hingelegt ist. Ich bin sehr dankbar für meine Luftmatratze und für die Betttücher und Handtücher, da nichts von Bettwäsche oder Kissen geliefert wird.« –

»Nertschinsk, Sonntag, den 3. August. – Wir sind jetzt im Mittelpunkt des sibirischen Gefängnisystems. In einem Umkreis von vielleicht 500 oder 600 Werst liegen Akatui, Algatschi, Pakrowsky, Cerentui, Alexandrowskaja, Zawod und Kara. Das ist unser Programm für diese Woche. Wir müssen eine Menge Bücher nach diesen Gefängnissen mitnehmen, und es wird schwierig sein, genug Pferde aufzutreiben, um sie von Ort zu Ort zu befördern. Ein paar Tage lang werden wir eine ganze Karawane haben, einen Tarantass und zwei gedeckte Karren mit den Büchern! Aber wir sind in guter Hut; denn Gott hat uns gesandt, und er ist mit uns, dessen Hilfe immer nahe ist zur Zeit der Not.« –

»Stretensk, Samstag, den 16. August. – Wohl und gesund sind wir heute früh von unserer Expedition ins Gebirge und in die Bergwerke unter die zur Zwangsarbeit verurteilten Verbrecher zurückgekehrt. Unser Tarantass hat sich trefflich bewährt. In allen Gefängnissen konnten wir gut arbeiten und hatten unbeschränkte Freiheit zu predigen und zu den Männern zu reden. Einige von ihnen waren tief bewegt. In keinem dieser Gefängnisse waren je vorher Bibeln oder Testamente verteilt worden. Ich bin Gott so dankbar, daß wir diese Orte haben besuchen dürfen. Niemals ist jemand dort gewesen, der ein Interesse an den Gefangenen gezeigt hätte, von denen die meisten hartgesottene



Verbrecher, Mörder usw. sind. Wir haben endlich einen Winkel auf Erden gefunden, wo das Evangelium noch nie in irgendeiner Gestalt gehört worden ist. Es sind 10 000 Männer und Frauen an diesen Orten. Die chinesische Grenze ist an manchen Punkten nur acht bis zehn Werst entfernt.

Ich bin bei ausgezeichneter Gesundheit geblieben, Gott sei Dank, und habe die ganze Zeit über an keinem Guten Mangel gehabt. Bei der Reise durch ein von Verbrechern bewohntes Land haben wir keinen feindlichen Blick gesehen. Kein wildes Tier, kein Unfall ist uns begegnet. Nicht ein Haar auf dem Haupt ist uns gekrümmt worden. Unser Vater im Himmel sei gepriesen dafür!« –

»Stretensk, Donnerstag, den 21. August. – Ich verlange nach Briefen von Dir, liebe Frau. Aber ich muß Geduld üben. Ich möchte nie wieder für so lange Zeit und so weit von Dir weggehen. Aber ich bin doch nicht gleich dem Jona. Mein Gott ist bei mir und rüstet jeden Schritt auf dem Wege für mich zu.

Wir haben unsern Tarantass für 80 Rubel verkauft. Hier stehen viele Gefährte zum Verkauf. Es scheint hart, so gefühllos mit dem wackeren alten Kasten umzugehen. Aber das ist eben sein Los. Er hat uns gute Dienste geleistet, hat nicht nur uns getragen, sondern auch manches Hundert Bücher. Wir fühlen wirklich eine Anhänglichkeit an das Gefährt, in dem wir so oft unsere Knochen gespürt haben, in dem wir aber auch viel Freude und Trost gehabt haben, in dem viel Lobpreis Gottes erklingen ist. Im Bergwerksdistrikt wären wir nicht ohne unsern Wagen fertig geworden. Er war unser Haus, unser alles.« –

Hiermit beenden wir die Auszüge aus Dr. Baedekers Briefen an seine Frau. Es hat sich noch eine lange Schiffsfahrt auf dem Amur und eine Überfahrt nach der berüchtigten Verbannteninsel Sachalin ganz im Osten Sibiriens, Japan gegenüber gelegen, angeschlossen. Hinsichtlich der Monate in Sibirien lautete Baedekers dankbarer Rückblick: »Ich habe das unschätzbare Vorrecht gehabt, auf dieser Reise etwa 12 000 Exemplare des Wortes Gottes zu verteilen und sein Evangelium mehr als 40 000 Gefangenen zu verkündigen.«

Die Heimreise des »Weltreisenden in Sachen Gottes« ging über Japan vor sich. In Tokyo wurde am 23. August ein Telegramm nach Weston-super-Mare mit dem kurzen Text »Ebenezer« aufgegeben. Weitere Stationen waren: Shanghai, Hongkong, Kanton,

Saigon, Singapur. Am letzteren Ort hielt der Doktor in der Stadthalle mehrere öffentliche Versammlungen, redete unter freiem Himmel durch Dolmetscher zu den Chinesen und besuchte auch die Gefängnisse, wo er gleichfalls übersetzt wurde. Der Aufenthalt in Singapur dehnte sich auf 14 Tage aus, die in beständiger eifriger Arbeit für den Herrn verbracht wurden. Dann setzte Baedeker seine Heimreise fort und erreichte über Colombo und Port Said England Anfang Dezember 1890.

### *Baedeker und Mathilda Wrede*

Bis 1917 stand Finnland unter russischer Herrschaft. Es lag bei der Führung Gottes, die Dr. Friedrich Wilhelm Baedeker als Bibelboten und Zeugen Jesu in die Gefängnisse Rußlands wies, nahe, daß er auch die finnischen Gefangenen besuchte. Wir kennen das genaue Datum, an dem der Doktor zum erstenmal eine finnische Strafanstalt betrat. Das war am 3. Juni 1887, und zwar in der Hauptstadt Helsingfors, dem heutigen Helsinki. Wir wissen auch, wer ihn dabei begleitete und ihm als Dolmetscher diente. Es war die bekannte Baronesse Mathilda Wrede, die den Ehrennamen »Engel der Gefangenen« trägt. Erst 23 Jahre war sie alt. Sie blieb auch bei seinen späteren Besuchen Baedekers treue Gehilfin und Übersetzerin. In unserm Buch ist ihr ein besonderes Kapitel gewidmet, so brauchen wir hier ihre Lebensgeschichte im einzelnen nicht zu erzählen.

Mathilda Wrede war eine Dolmetscherin, wie der Doktor sich keine bessere wünschen konnte. Es kam vor, daß ihm gelehrte Universitätsprofessoren ihre Dienste anboten. Einst standen während der Übersetzung eines solchen Professors die Gefangenen, achtungsvoll lauschend, in Reihen da. Aber ihre Gesichtszüge waren wie starr und versteinert. Sie wurden offenbar von Baedekers Worten kein bißchen bewegt. Bei seinem nächsten Besuch an demselben Ort wurde er von der Baronesse Wrede begleitet und übersetzt. Schon nach seinen ersten Sätzen wurden manchem der Hörer die Augen feucht. Aller Herzen waren offen für die Frohe Botschaft.

Worin der Grund für das völlig veränderte Verhalten der Männer lag, das hat ein Gefängnisbeamter dem Doktor verraten: »Es lag, mein Herr, am Unterschied der Übersetzung. Beim

erstermal, wenn Sie Ihre Zuhörer anredeten: »Meine lieben Freunde« oder »Meine Brüder«, dann sagte Ihr gelehrter Professor kalt und herzlos: »Ihr Leute« oder »Ihr Gefangenen«. Die junge Dame aber übersetzte genauso ins Finnische, wie Sie es deutsch ausgedrückt hatten: »Meine lieben Freunde« und »Meine Brüder«. An solchen Herzton der Teilnahme und Liebe sind die Männer sonst nicht gewöhnt. Er schloß die Herzen auf.« Vierzig Jahre trennten im Lebensalter die junge Finnin und den alternden deutschen Evangelisten. Aber beide erfüllte und drang die Liebe Jesu Christi. Mathilda Wrede war erst 19 Jahre alt, als sie in solchem Geist ihre Arbeit an den Gefangenen begonnen hatte.

In den Briefen, die Baedeker aus Finnland an seine Frau in Weston-super-Mare schrieb, wird Mathilda Wrede öfter mit dankbarer Anerkennung und Hochachtung bedacht: »Ich habe der Baronesse von Wrede schriftlich den Vorschlag gemacht, mit ihr eine neue Reise durch die finnischen Gefängnisse anzutreten. Wir haben jetzt im Gefängnis in Abo wunderbar zusammengearbeitet. Ich sprach zu etwa 400 Männern, darunter vielen, die auf Lebenszeit verurteilt waren. Der Direktor war ganz überwältigt und dankte mir vor allen Gefangenen mit Tränen in den Augen. Ich meinerseits umarmte ihn vor all den Leuten, Beamten und Wärtern und küßte ihn. Gott sei gelobt für seine unaussprechliche Gabe und für die freie Verkündigung, beides, vor Direktoren und Gefangenen!«

Noch einige Sätze aus einem andern Brief: »Ich hatte die Freude, zu vielen Gefangenen reden zu können, zuerst in Helsingfors, dann in Tavastehus, Abo und Wilmanstrand. Baronesse von Wrede übersetzte mich. Sie ist die einzige Persönlichkeit, die Zutritt zu den Gefangenen hat. Ich sehe es als eine große Gnade des Herrn an, daß sie mich in diese Kerker brachte. Ich werde den Anblick nicht leicht vergessen: zum Teil starke, schöne Menschen mit klugen Gesichtern, aber mit schweren Ketten gebunden!«

Ein Satz des Doktors in einem Brief offenbart sein ganzes Herz und Wesen: »Ich schmachte nach den Gefängnissen in Finnland!« Genauso verhielt es sich bei Mathilda Wrede. Die beiden Botschafter der Liebe Christi paßten großartig zueinander! Noch ein Urteil Baedekers über seine jugendliche Begleiterin: »Die liebe Baronesse überschätzt offenbar ihre Kraft. Aber sie ist so strahlend glücklich bei ihrer Arbeit. Um nichts in der Welt würde

sie sich auch nur ein wenig schonen. An sich selber denken, das kann sie einfach nicht. Es ist gut, in Gottes Hut zu stehen, zu seinem Dienst bereit!«

Nicht nur die Türen zum Gefängnis taten sich in Helsingfors dem Doktor auf. Er war auch in den Hörsälen der Universität willkommen. Seine Ansprachen vor Professoren und Studenten waren gesegnet. Von einer solchen Gelegenheit schrieb er nach Hause: »Der Saal war voll, und die Aufmerksamkeit hielt zweieinhalb Stunden vor. Mehrere Professoren der Universität sind erweckt und nehmen das in sie gepflanzte Wort mit Sanftmut auf. Gott sei gepriesen!«

In Finnland gehörten zahlreiche gläubige Adlige zu Baedekers Freunden. Dasselbe war in Schweden der Fall. In Stockholm bat ihn sogar die Königin zu einem Gespräch. Auch in dem dritten skandinavischen Land – Norwegen – war Baedeker kein Fremder. In einem Brief des damals schon Sechundsiebzigjährigen aus Christiania, dem heutigen Oslo, ist zu lesen: »Du würdest Dich freuen, wenn Du die Massen in den Sälen sähest, wo ich die wunderbare Geschichte von Jesus und seiner Liebe erzählen darf. Die Gefängnisse sind mir auch geöffnet worden.«

### *Ein Auftrag von Georg Müller*

Mit dem bekannten Waisenhausvater von Bristol, Georg Müller, war Dr. Baedeker in inniger Bruderschaft und Freundschaft verbunden. Beider Lebensweg hat manches Gemeinsame. Beide waren in Deutschland geboren und durch Gottes Führung nach England gekommen und englische Staatsbürger geworden. Sie hatten in den Kreisen der »Offenen Brüder« ihr geistliches Zuhause gefunden, hatten aber die Kinder Gottes in allen Kirchen und Gemeinschaften lieb und praktizierten eine weitherzige Allianzgesinnung. Es ist ein wahrlich das Herz bewegender Satz, den ich in einer alten Lebensbeschreibung von Dr. Baedeker las:

»In Wien legte im Jahre 1892 Georg Müller im Alter von 86 Jahren Dr. Baedeker, dem vergleichsweise jungen Achtundsechzigjährigen, die Hände auf und sonderte ihn aus zum besonderen Dienst unter den verbannten Brüdern, indem er ihn der Liebe unseres himmlischen Vaters befahl. – Wahrlich ein Vorbild für den Pinsel eines Malers!«

Ein Sechsendachtzigjähriger erteilte einem Achtundsechzigjährigen einen Auftrag von besonderer Art! Natürlich war der Auftraggeber letztlich der lebendige Gott und der Heiland Jesus Christus selber. Aufträge Gottes können manchmal direkt ohne Vermittlung eines Menschen erfolgen, oft sind aber andere Gläubige Gottes Werkzeuge dabei. So war es auch in der österreichischen Hauptstadt im Jahre 1892.

Wer ist mit den »verbannten Brüdern« gemeint, zu denen unter Handauflegung von Georg Müller Friedrich Wilhelm Baedeker entsandt wurde? Das sind jene Russen mit evangelischem Glauben und klarer biblischer Prägung, die den staatlichen und kirchlichen Behörden der damaligen Zeit höchst verdächtig waren, ja, von ihnen gehaßt und verfolgt wurden. Zu ihnen zählten vor allem die Baptisten und die »Stundisten«. Von dem Ursprung und der Bewegung des »Stundismus« ist an anderer Stelle unseres Buches etwas ausführlicher die Rede, auch von den Leiden und Verfolgungen, denen sie durch Bischöfe und Priester der orthodoxen Staatskirche und durch gehässige zaristische Polizisten und Beamte ausgesetzt waren.

Wie konnte ihr Schicksal einen Mann wie Baedeker gleichgültig lassen? Wo er auf seinen weiten Reisen zu solchen Männern und Frauen, die seine Brüder und Schwestern im Glauben waren, kam, da wußte er sich in ganz besonderer Weise mit dem Amt des Liebhabens und Tröstens betraut.

Wie einst Paulus vor seiner Bekehrung »schnaubte mit Drohen und Morden gegen die Jünger des Herrn«, so geschah es von seiten der orthodoxen hohen Geistlichkeit gegen die Stundisten. Ein von einem Erzbischof herausgegebenes Flugblatt trug die Überschrift: »Die Stundistenbrut«. Zwei Verse seien daraus angeführt:

*»Laßt der Kirche Donner rollen!  
Zucke, Bannstrahl der Konzile!  
Treff mit schwerem Fluche gut  
der Stundisten schlimme Brut!*

*Wie sie teuflisch finster dräuen!  
Jeder Christ muß bang sie scheuen.  
Im dunklen Loch und Winkel ruht,  
Gott hassend, der Stundisten Brut!«*

In den »dunklen Löchern und Winkeln« suchte Dr. Baedeker wie ein dienstbarer Engel Gottes diese armen, gehetzten, oft in Ketten gelegten Stundisten auf, um Öl und Wein der Teilnahme und Hilfe in die Wunden ihrer Seele und ihres Leibes zu träufeln. Es ist das Beste, wir lassen den Doktor selber ein wenig von seinen Erlebnissen und Diensten unter den Stundisten berichten:

»Diese dulddenden Heiligen werden gewöhnlich unter den andern Gefangenen transportiert, oft in Ketten, bis sie ihren Bestimmungsort erreichen. Dann haben sie die Freiheit, sich in einem Distrikt, der ihnen zugewiesen wird, niederzulassen, und zwar unter strenger polizeilicher Aufsicht. An manchen Stellen, wohin man sie schickt, ist es fast unmöglich, eine Existenz zu finden. In einer von Tataren bewohnten Stadt in einem fernen Winkel jenseits des Kaukasus fand ich eine Anzahl verbannter Brüder in völlig hilflosem Zustand. Ein Glücklicher, der mit der Feder gut Bescheid wußte, hatte auf einem Büro eine Stellung gefunden, die ihm fünf Rubel monatlich einbrachte. Er wohnte mit einer Familie von sieben Köpfen in einem Zimmer, das eine andere Familie noch mit ihnen teilte. Die Unterstützung, die ich ihm in die Hand drücken konnte, lockte einen Strom dankbarer Tränen hervor . . .

In Tiflis gingen wir in eins der großen Gefängnisse, die ich früher besucht habe. Drei Brüder wurden in Ketten eingebracht. Sie haben Haus, Weib und Kinder in der Umgegend von Moskau. Es ist eine Grausamkeit! . . .

Mein Dolmetscher und ich besuchten die Gefangenen in Baku, Jelisawetpol und Tiflis und hatten wieder die Freude, eine Anzahl Brüder trösten zu dürfen, die mit ihren Familien auf dem Weg in die Verbannung waren. In Tiflis trafen wir sieben Brüder mit Familie, zusammen 27 Seelen, im Gefängnis. Unter ihnen war auch eine Großmutter, die uns erzählte, dies sei das elfte Gefängnis, durch welches sie geschleppt würden . . . In Grüsi, einem abgelegenen Ort im Bergversteck, fanden wir viele Brüder, die in diese trostlose Öde verbannt waren. Ihre Freude bei unserm Anblick und die unsere, sie besuchen zu dürfen, war ein wirkliches Fest des Herzens: kurz, aber süß. Die Brüder hier kommen hin und her in den Häusern zusammen, um gemeinsam zu singen und zu beten . . .

Vom Kaukasus kommen sehr betrübende Nachrichten. Einige

Brüder, die auf fünf Jahre verbannt waren und schon mit Freude ihre Befreiung vor sich sahen, haben Befehl bekommen, weitere fünf Jahre zu bleiben. Die Begründung dafür lautete, »daß die ihnen zunächst auferlegte Verbannung sie nicht geändert zu haben scheine.«

Seine Brüder und Schwestern, die Stundisten, hatten einen warmen Platz in Baedekers Herzen. Dieses war und blieb aber offen für alle Gefangenen. Das macht der folgende Satz aus seiner Feder deutlich: »Die Gefängnisse besuchen und den armen Seelen dienen, die in der schauerlichen Gewalt der Sünde und Finsternis sind, ist wahrlich für mich besser, als von Engeln gespeist zu werden!«

### *Dr. Baedeker und sein Geburtsland*

In einer kurzen Übersicht über das Leben und Wirken von Friedrich Wilhelm Baedeker fand ich die folgenden Sätze: »Baedeker – seltsam! Zwei große Weltreisende des 19. Jahrhunderts tragen diesen Namen: Karl, der Buchhändler, der im Dienste der reisenden Menschheit die Fremde durchzog, der Begründer der weltberühmten Reisehandbücher. Und daneben Friedrich Wilhelm Baedeker, der Gelehrte, der als »Weltreisender Gottes« über Länder und Meere zog, ein gesegneter Seelsorger in erlesenen Salons und schaurigen Kerkerzellen vieler Nationen.«

»Weltreisender Gottes« – dieser Name trifft wahrlich auf den deutschen Doktor der Philosophie zu. Als solcher ist er bis in sein 83. Lebensjahr hinein unterwegs gewesen, wenn in solchem Alter auch keine Durchquerung Sibiriens mehr auf seinem Programm stand. *Erinnern wir uns, daß wir dem Sechundsiebzigjährigen noch in Norwegen begegnet sind!* Mrs. Baedeker war manchmal die Reisegefährtin ihres Mannes. Aber viel öfter brachte sie das nicht immer leichte Opfer des Alleinseins in Weston-super-Mare, das bis zum Jahre 1891 die Adoptivtochter Emmy – eigene Kinder waren dem Ehepaar versagt – mit ihr teilte. Dann wurde Emmy die Frau eines Missionars aus Schottland und zog mit ihm nach China.

In seinen letzten Lebensjahren hielt sich Baedeker wesentlich mehr in dem schönen südenglischen Badeort, wo sein Haus stand,

auf. Dort war seine ehrwürdige Gestalt mit dem langen weißen Bart stadtbekannt. In der Gemeinde der »Offenen Brüder« diente er mit am Wort und nahm an der Gemeinschaft im Gebet und im Brotbrechen (Abendmahl) treu teil. Die Vorbereitung der jährlichen Allianzgebetswoche lag in seinen Händen. An Sommersonntagabenden beteiligte er sich mit andern Brüdern an Evangelisationsversammlungen im Freien.

Ein ihm sehr nahestehender Freund bewahrte als letzten Gruß von ihm aus der Fremde einen Brief auf mit Berichten von Versammlungen in Dresden, Prag, Wien und Budapest. Er war von dem alten Jünger, der das 80. Lebensjahr längst überschritten hatte, mit zittriger Hand geschrieben. Das irdische Lebensende ereilte den Doktor auf einer Konferenz in Clifton bei Bristol. Dort entwickelte sich eine Erkältung zur Lungenentzündung, und nach einer Krankheit von wenigen Tagen ging der treue Zeuge, der Apostel der Liebe, der Freund der Gefangenen am 9. Oktober 1906 ein in die himmlische Heimat. Dort wurde ihm das zuteil, was man ihn zuallerletzt oft lispeln hörte: »Ich werde den König sehen in seiner Schöne.« So las man es auch bald auf seinem Grabstein: »Er ging, den König zu sehen in seiner Schöne, errettet durch das teure Blut Jesu.«

Wir wollen dieses Lebensbild beschließen, indem wir den in die ewige Heimat Gerufenen noch einmal kurz in seine erste irdische Heimat, sein Geburtsland Deutschland, begleiten. Baedeker hat Deutschland immer wieder aufgesucht. Er war gerngehörter Redner bei damals bekannten Glaubenskonferenzen wie in Tersteegenruh bei Mülheim an der Ruhr oder in Neukirchen bei Moers. Als im Jahre 1886 in Bad Blankenburg in Thüringen die erste der später so bekannt gewordenen und von Gott reich gesegneten Allianzkonferenzen in noch sehr kleinem Rahmen durchgeführt wurde, war Baedeker schon dabei. Er gehörte dann über viele Jahre zu ihren »Vätern« und fehlte in 21 Jahren nur dreimal. Oft hörte man ihn sein deutsches Lieblingslied anstimmen: »Ach, mein Herr Jesu, wenn ich dich nicht hätte«.

Den Dreiundachtzigjährigen traf eine gläubige Dame, die als Schriftstellerin wirkte, in einem D-Zug nach Berlin. Dorthin machte er die für den Greis doch beschwerliche Reise, um eine bekümmerte Russin, die ihren Gatten in den Stürmen der ersten russischen Revolution 1905 verloren hatte, zu trösten. In seinem



Todesjahr 1906 besuchte er auch noch einmal die von ihm geliebte Pilgermission St. Chrischona in Bettingen bei Basel. Dort hatte man sich einen früheren Ausspruch von ihm wohl gemerkt: »Studiere nicht deine Schwierigkeiten, studiere den herrlichen Heiland!« Und dieses Mal brachte er als sein Vermächtnis den in der Ausbildung befindlichen jungen Brüdern ein genauso unvergeßliches Zeugnis, verbunden mit einer Aufforderung:

»Das Wort, das sich in meinem Leben – auch draußen in Rußland oder Sibirien – immer wieder bewährt hat, heißt: ›Tue deinen Mund auf, laß mich ihn füllen!‹ Davon habe ich leben dürfen, das möchte ich euch ans Herz legen: Tut auch ihr euren Mund weit auf, und Er wird ihn füllen!«

# Modest Modestowitsch Korff

## 1842–1933

### *Früh am Zarenhof*

Graf Modest Modestowitsch Korff feierte im Juni 1922 fern von seiner geliebten russischen Heimat seinen 80. Geburtstag. Er war schon im Jahre 1884 infolge der religiösen Unduldsamkeit des Zarenreiches und seiner orthodoxen Staatskirche aus St. Petersburg, der damaligen Hauptstadt Rußlands, ausgewiesen und zum Verlassen des Landes gezwungen worden. Sein Weg führte ihn nach Westeuropa, wo zuerst Deutschland und dann die Schweiz noch viele Jahre hindurch die Stätten seines Lebens und Wirkens waren. Der alte, allseitig verehrte Gottesknecht wurde oft gebeten, seine Erfahrungen mit Gott, gerade auch in Leidenstagen, niederzuschreiben. Als Achtzigjähriger unterzog er sich endlich dieser Aufgabe.

Im Vorwort seines Manuskripts heißt es: »Durch die Gnade des Herrn durfte auch ich in jenem Jahr 1874 wiedergeboren werden und ein Zeuge der unvergeßlichen Erweckungsbewegung in Petersburg sein. Dieses war das wichtigste Ereignis meines Lebens, und es ist das Bedürfnis meines Herzens, von dem zu zeugen, der in mir das Wunder der Wunder wirkte, als er meine Sünden auf sich nahm. Gott führte und leitete mich und öffnete mir die Herzensaugen für die ganze Fülle, die wir in Christus haben (Kol. 2,9). Aber er lehrte mich auch, daß ich Ton in den Händen eines Töpfers bin (Jer. 18,6).«

Es lohnt sich, auch heute die alten Aufzeichnungen zu durchblättern, die im Sommer 1922 in Oberhofen bei Thun im Kanton Bern niedergeschrieben worden sind. Gottes wunderbares Führen im Leben der Seinen wird staunenswert sichtbar. Das Wichtigste daraus sei noch einmal für unsere Gegenwart wiedergegeben.

Der Vater von Modest Korff war ein hoher russischer Staatsbeamter, der den beiden Kaisern (Zaren) Nikolaus I. (1825–1855) und Alexander II. (1855–1881) mit großer Treue und Hingabe diente. Er war zuletzt Vorsitzender der gesetzgebenden Abteilung im Reichsrat. Beide Herrscher schätzten ihn sehr und wandten

ihm ihr Wohlwollen und volles Vertrauen zu. Sein kleiner Sohn wurde schon als Fünfjähriger im kaiserlichen Palast in Zarskoje Sselo, der Sommerresidenz, dem Kaiser vorgestellt. Dieser nahm das zitternde Büblein freundlich auf seine Arme und trug es zu seiner Gemahlin hin, damit auch diese es sehen und streicheln sollte.

Von früher Jugend an hatte Modest den Herzenswunsch, an den kaiserlichen Hof zu kommen, und dieser erfüllte sich. Die ersten acht Lebensjahre wurde der Knabe zu Hause erzogen. Schon der Achtjährige trug die Uniform des Pagenkorps und erwies auf der Straße vorbeikommenden Offizieren die Ehrenbezeugung. Mit 18 Jahren trat der junge Mann in den Staatsdienst. Schon ein Jahr später wurde er als Kammerjunker an den Hof berufen. Später bekleidete er das Amt des Zeremonienmeisters und zuletzt das des Hofmarschalls.

Der junge Korff führte ein sittlich achtbares Leben, besuchte die orthodoxen Gottesdienste, unterhielt sich gern mit Priestern und versäumte die jährliche Beichte nicht. Er hielt sein Verhältnis zu Gott für geordnet, hatte aber keine Ahnung von einem persönlichen Glaubensverhältnis zu Jesus Christus. Ein großer Teil seiner Zeit war mit gesellschaftlichen Veranstaltungen in den Hofkreisen ausgefüllt. Die Beziehung zur kaiserlichen Familie wurde bald noch enger. 1865 starb der russische Kronprinz bei einem Auslandsaufenthalt in St. Remo in Italien, und sein im Lebensalter ihm nachfolgender Bruder – der spätere Alexander II. – rückte zu dieser Würde auf. Modests Vater erhielt die Aufgabe, den neuen Thronfolger auf sein zukünftiges Amt vorzubereiten und ihn mit der Staatsverfassung vertraut zu machen. Das geschah im kaiserlichen Sommerpalast in Zarskoje Sselo, wo ihm eine prachtvolle Wohnung eingeräumt wurde.

Die Mutter weilte aus Gesundheitsgründen viel im Ausland, und Modest teilte mit dem Vater die fürstliche Unterkunft. Die Abende verbrachten beide fast immer – von einem kaiserlichen Adjutanten eingeladen – in der Familie des Zaren. Man kann also ohne Übertreibung sagen, daß die Familie Korff in einer sehr nahen Beziehung zum Herrscherhaus stand und Modest früh mit dem Leben und Treiben am Zarenhof vertraut war.

1865 wurde ein sehr bedeutsames Jahr in der Lebensgeschichte des jungen Grafen Korff. Er besuchte Frankreich und lernte auch Paris mit der erstmalig dort durchgeführten Weltausstellung kennen. Wir wollen ihn selber berichten lassen, was geschah:

»Plötzlich sah ich ein kleines Ausstellungsgebäude, auf dem eine Fahne mit der Aufschrift ›Bibeln‹ wehte. Ich kannte damals aus der Bibel nur die vier Evangelien. Von der Existenz der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft, welcher der Pavillon gehörte, hatte ich überhaupt keine Ahnung. Ich nahm an, es handele sich um irgendeine neue Erfindung. An allen Seiten des Ausstellungsgebäudes sah ich kleine Fenster mit den Namen der verschiedenen Länder, und an einem stand in französischer Sprache: Rußland. Ich fragte einen Agenten: ›Was hat es zu bedeuten, daß hier ‚Rußland‘ unter der Fahne ‚Bibeln‘ steht?‹

Der junge Engländer erklärte mir sehr freundlich, daß die englische Bibelgesellschaft unentgeltlich Teile der Heiligen Schrift in den verschiedensten Sprachen verbreite, und fügte hinzu: ›Aus diesem Fenster können Sie das Neue Testament in russischer Sprache erhalten.‹ Dies war mir vollkommen neu; denn das Alte Testament war noch nicht in die neurussische Sprache übersetzt worden, und in der Kirche hatte ich nur einiges aus dem Neuen Testament gehört.

Es entwickelte sich ein Gespräch, und der Engländer drückte unverhohlen seine Freude aus, über wichtige Dinge mit einem jungen Russen sprechen zu können. Nur bloße Liebenswürdigkeit bewog mich dazu, diese Unterhaltung zu führen. Sie endete damit, daß der freundliche Herr mich nach meinem Namen und meiner Adresse in Petersburg fragte. Ich kannte die Hartnäckigkeit der Engländer und fürchtete, daß ich zur Propaganda dieses Wortes ›Bibeln‹ eingefangen würde und wehrte ab: ›Die russische Zensur läßt keine durch die Britische Gesellschaft gesandten Bibeln über die Grenze.‹ Die Aussicht, Teile der Bibel verbreiten zu müssen, verdarb mir die ganze Freude an der Ausstellung.

Als ich nach Petersburg zurückkehrte und die Postsachen öffnete, las ich als erstes die Meldung, daß aus England 3000 Exemplare des Johannesevangeliums an meine Adresse abgesandt worden seien. Ich war peinlich berührt und wußte wirklich

nicht, wie ich die Sendung erhalten und an wen ich sie verteilen sollte. Mein Vater riet mir, ich sollte mich an den heiligen Synod, die orthodoxe Staatskirchenleitung, wenden und um Erlaubnis bitten, die Evangelien verteilen zu dürfen. Ich schickte das Bittgesuch ein und glaubte fest, eine Absage zu erhalten. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt. Sehr bald erhielt ich die Antwort. Der Heilige Synod gestattete die Einfuhr und gab mir das Recht, die Schriften zu verteilen. So wurde die Begegnung mit dem freundlichen Engländer auf der Pariser Ausstellung unter der Fahne ›Bibeln‹ für mich der erste Ruf zur Arbeit im Reiche Gottes.«

Die Verteilung ging rasch und mühelos vonstatten. Korff hatte viele Bekannte, u. a. unter den Gutsbesitzern, die bereitwillig zugriffen. Seine auf so eigenartige Weise geknüpft Verbindung mit der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft bewährte sich durch viele Jahre. Im Jahre 1870 wurde in Petersburg die erste große russische Gewerbeausstellung veranstaltet. Auf deren Gelände durfte auch ein Ausstellungsgebäude für Bibeln und deren Verteilung errichtet werden, dessen Leitung aber nur Russen übernehmen durften. Korff wurde die Gesamtverantwortung übertragen. Es wurden insgesamt 62000 Evangelien verteilt, die Kosten trug die orthodoxe Kirchenleitung. Der Graf war voller Staunen und Danken über einen solchen Verlauf der Dinge.

### *Das denkwürdige Jahr 1874*

Dann kam das denkwürdige Jahr 1874, das die große Erweckung in den adligen Salons von Petersburg brachte! Gottes Werkzeug dazu war kein Russe, auch kein Deutscher – es lebten damals sehr viele Menschen deutscher Abstammung und Sprache im Zarenreich –, sondern ein Engländer: Lord Radstock. Dieser hatte 1855 als junger britischer Offizier im sogenannten Krimkrieg gegen die Russen gekämpft und war infolge einer Krankheit an den Rand des Todes geraten. Das notvolle Erleben wurde für ihn der Anlaß zur inneren Umkehr, der Weg zu Gott. Er durfte genesen und wurde in seiner Heimat ein außergewöhnlich eifriger Zeuge seines Herrn. Er schloß sich den sogenannten »Offenen Brüdern« (Open Brethren) an und spürte bald das Verlangen, mit der rettenden

Botschaft zu dem Volk zu gehen, gegen das er einst gefochten hatte: zu den Russen.

Zehn Jahre betete er um die Möglichkeit dazu. Nach dieser langen Zeit war er wieder einmal in Paris und hielt dort Evangelisations- und Zeugnisversammlungen. Paris war ein beliebtes Reiseziel für Angehörige der russischen Aristokratie, die fast alle gern und gut französisch sprachen. Radstock lernte einige von ihnen kennen, und eine russische Großfürstin, die ihm erst ausgewichen war, lud ihn ein, nach Petersburg zu kommen und in ihrem Palais ähnliche Versammlungen wie in Paris zu halten. Radstocks Herz jubelte über einer solchen Gebetserhörung!

In den ersten Monaten des Jahres 1874 weilte er zum erstenmal in der russischen Hauptstadt. Er kehrte später noch einmal – mit Familie – für eine längere Zeit zurück. Aber den nachhaltigsten erwecklichen Aufbruch schenkte Gott bei seinem ersten Aufenthalt. Wie auch der damals 32jährige Graf Korff davon erfaßt wurde, das soll er uns wieder selber erzählen:

»Lord Radstock war kein begabter Redner, aber seine schlichten Worte kamen aus einem brennenden Herzen und drangen in Herz und Gewissen. In meinem Bekanntenkreis fing man an, von dem neuen ›Heiligen‹ zu erzählen. Damen aus der Gesellschaft erzählten mir spöttisch, er habe viel nach mir gefragt und sich sehr für mich interessiert. Ich war schon zur Genüge mit dem Charakter der Engländer bekannt und dachte sehr richtig, daß auch der Lord von meiner Tätigkeit der Bibelverbreitung gehört hatte und jetzt meine Bekanntschaft zu machen wünschte.

Dann kam der Tag, an dem wir uns kennenlernten. Er stand vor mir – nicht nur ein englischer Lord, sondern ein Mensch, der in persönlicher Gemeinschaft mit Jesus Christus stand und vollkommen von der göttlichen Inspiration der ganzen Bibel überzeugt war. Das machte einen tiefen Eindruck auf mich. Die einfache, kindliche Liebe zu Christus und dem Worte Gottes setzte alle in Erstaunen. Seine ganze Persönlichkeit war von einem echten und tiefen Glauben an seinen Erlöser geprägt. Er unterwarf sich dem Worte Gottes, wie ein kleines Kind sich dem Willen seiner Eltern unterwirft.

Eine der ersten Fragen, die der Lord an mich richtete, war: ›Glauben Sie, daß Sie erlöst sind?‹ Meine Antwort war verneinend: ›Hier auf dieser Erde kann niemand wissen, ob er errettet ist

oder nicht. Das werden wir erst erfahren, wenn wir im Himmel sind.« – »Für wen ist das Wort Gottes denn geschrieben?« fragte der Lord, »für die Bewohner des Himmels oder für Menschen auf der Erde?« – »Natürlich für die Menschen, die auf der Erde leben«, antwortete ich.

Dann führte der Lord einen Text nach dem andern an und bewies, daß die an Christus Gläubigen die Gewißheit hätten, daß er unsere Sünden ans Kreuz getragen habe und daß uns das ewige Leben, nicht aufgrund unserer guten Werke, sondern nur durch das Opfer am Kreuz gegeben worden sei. Christus klopfte an meine Herzentür und beehrte Einlaß.

Am 5. März 1874 – es war an einem Abend nach einer Versammlung – blieben einige meiner Freunde bei mir, zu ihnen gehörten der Flügeladjutant und der Leibarzt des Kaisers. Lord Radstock befand sich in ihrer Mitte. Ich bat sie, sie möchten für mich beten, denn ich wünschte aufrichtig, mich dem Herrn hinzugeben, konnte mich aber zu dem so wichtigen Schritt noch nicht entschließen.

In meinem Herzen tobte ein schwerer Kampf. Die ganze Macht Satans schien mich von der Hingabe meines Herzens an Gott abzuhalten. Der Feind flüsterte mir zu: »Wenn du dich bekehrst, ist deine Laufbahn vernichtet. Du verlierst das Vertrauen und das Wohlwollen des Kaisers, der dich liebt. Du betrübst deine alten Eltern, deren einziger Sohn du bist.«

Aber Gott erhörte das Gebet meiner Freunde. Es war mir plötzlich, als ob jemand fragte: »Wo ist die Wahrheit?« Da wurde mir klar, daß sie nicht auf zwei verschiedenen Seiten sein kann. Im Worte Gottes konnte auch nicht ein Schatten von Unwahrheit sein. Christus ist die Wahrheit, und er sagt: »Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.«

Christus rief auch mich und öffnete mir die Herzensaugen. Ich erkannte und erfaßte, daß er wirklich meine Sünden getragen hatte, und ich durfte die ewige Erlösung durch das Blut Jesu empfangen. Diese Erlösung war vollkommen, ein für allemal. Bei dieser Erkenntnis rief ich aus: »Ich komme zu dir, Christus, so, wie ich bin.« Wie ein schwerer Stein fiel eine Last von meinen Schultern, und sie wurde nie mehr auf mich gelegt. Der Geist Gottes gab meinem Geist Zeugnis, daß ich als Kind Gottes angenommen worden sei. Wiedergeboren von oben, fing ich an, in

der Erkenntnis meines Heilandes zu wachsen. Mein ganzes Leben war fortan ihm geweiht, und ich bemühte mich, in allen Dingen meinem Heiland nachzufolgen.«

### *Korffs bester Freund: Oberst Paschkow*

Lassen wir Korff gleich weitererzählen, wie Lord Radstock Gottes Werkzeug zur Bekehrung auch für den Mann wurde, den der Graf schon bald seinen besten Freund nannte. Das war der Kavallerieoberst Wassilij Alexandrowitsch Paschkow:

»Paschkow war einer der reichsten Gutsbesitzer in Rußland. Sein Haus in Petersburg war großartig, hatte riesige Säle, in denen oft die auserlesenste Gesellschaft und die kaiserliche Familie zu rauschenden Festen versammelt waren.

Oberst Paschkow erhielt die beste Ausbildung, aber religiöse Fragen interessierten ihn nicht. Als er im Jahre 1874 von der Ankunft Lord Radstocks hörte, reiste er nach Moskau, um der Bekanntschaft mit ihm zu entfliehen. Seine Frau hatte den Lord bereits in England kennengelernt und war durch ihn zu Christus gekommen. Paschkow erlaubte seiner Frau das unschuldige Vergnügen, ihre Bekannten einzuladen, um den originellen Heiligen zu hören; nur ihn sollte man in Ruhe lassen.

Wie groß war sein Erstaunen, als er, von seiner Reise zurückkehrend, sein Palais erleuchtet fand und erfuhr, daß der englische Lord eine Abendversammlung hielt. Aus Höflichkeit ging er hinein und wurde noch an demselben Abend von dem Worte Gottes überwunden. Es war in demselben Jahr und in demselben Monat, als auch ich durch den Lord Jesus Christus erkannte. Obgleich Oberst Paschkow zehn Jahre älter war als ich, wurde er bald mein bester Freund. Wir bekannten einander gegenseitig unsere Sünden, machten einander auf unsere Fehler aufmerksam und gingen Hand in Hand in der Nachfolge Jesu. Nichts verbargen wir voreinander, und diese Freundschaft währte bis zum Tode des Obersten. Als er schon nicht mehr sprechen konnte, verabschiedete er sich mit einem kräftigen Händedruck von mir bis zum Wiedersehen dort oben, wo wir unsern Herrn Jesus sehen werden.«

Paschkow wurde bald der Mittelpunkt der aristokratischen



Erweckungsgemeinde. Er stellte sein Leben und sein großes Vermögen ganz in den Dienst Christi. Er gründete eine Traktatgesellschaft und viele soziale Werke, u. a. Mittagstische für Studenten und Teestuben für Droschkenkutscher. Die Krankenhäuser und die meist schmutzigen und überfüllten Gefängnisse sahen den vornehmen Mann als häufigen Besucher. Er durfte erleben, wie mancher in gesundheitlich oder seelisch fast auswegloser Lage den rettenden Weg zu Christus fand. Nur ein Beispiel von vielen:

Anarchisten sind Revolutionäre, die jegliche Autorität ablehnen und die unbeschränkte Freiheit des Individuums fordern. Davon gab es im zaristischen Rußland viele. Im Süden des Landes gehörte zu einem Kreis solcher Anarchisten ein sehr begabter junger Mann. Er weckte das Mißtrauen seiner Kameraden, da er nicht vollauf ihre Ansichten zu teilen schien und sie von seiner Seite Verrat fürchteten. Sie lockten ihn an einen abgelegenen Ort, überfielen ihn dort und verletzten ihn schwer. Er verlor das Bewußtsein, und seine Feinde übergossen ihm Gesicht, Brust und Hände mit einer ätzenden, verbrennenden Säure. Halbtot fand ihn die Polizei. Diese wußte, daß Gorinowitsch – so hieß der junge Mann – zu den Anarchisten zählte. Er wurde nach Petersburg in ein Untersuchungsgefängnis gebracht.

In dem dazugehörigen Krankenhaus entdeckte ihn Oberst Paschkow. Er besuchte ihn häufig. Der völlig Verunstaltete trug eine Haube, welche die schrecklichen ihm zugefügten Schäden verdeckte. Er konnte nur mühsam sprechen. Als er einem solchen Ärmsten der Armen die Retterliebe Jesu, die frohe Botschaft von der Erlösung bezeugen konnte, da war Paschkow in seinem Element. Das Wunder geschah: Gorinowitsch nahm Christus als seinen Heiland und Herrn an. Sofort wurde er ein Bekenner und Zeuge und Gottes Werkzeug zur Errettung vieler anderer. Ein erschütterndes Bild: Man sah nur ein schwarz umhülltes Haupt, aus dessen verbranntem Mund das heilsfrohe und werbende Zeugnis von Jesus in die Herzen und Gewissen vieler Gefangener drang. Das Gericht sprach Gorinowitsch völlig frei. Er durfte nach seiner Entlassung aus Gefängnis und Krankenhaus ungehindert das Evangelium verkündigen.

Verlassen wir Paschkow, Korffs geliebten Freund! Wir werden später noch mehr von ihm hören. Es seien aber noch zwei weitere Namen aus der wundervollen Petersburger Erweckung des Jahres 1874 genannt. Zaristischer Verkehrsminister war damals Graf Alexej Pawlowitsch Bobrinsky. Er gehörte einer der ältesten Adelsfamilien Rußlands an. Er spottete über seine Bekannten, die in die Versammlung des nach seiner Meinung verrückten Ausländers Radstock rannten und sich als bekehrt und wiedergeboren ausgaben. Als er einmal dem englischen Lord begegnete, behauptete er ihm gegenüber herausfordernd, daß die Bibel voller Widersprüche sei. Er stellte auch eine Liste solcher »Widersprüche« zusammen und meinte, damit Radstock unwiderleglich schlagen zu können. Wie es ihm dann aber bei der Diskussion über die vermeintlichen Widersprüche erging, darüber haben wir Bobrinskys eigene Worte:

»Jeder Vers der Bibel, den ich angeführt hatte, um meine Meinung aufrechtzuerhalten, wurde zu einem Pfeil gegen mich, und in unserer Unterhaltung empfing ich einen tiefen Eindruck von der Kraft des Heiligen Geistes. Ich konnte mir nicht erklären, was mit mir vorgegangen war; aber ich wurde von oben wiedergeboren.« Fortan hielt sich der hochgestellte Minister zu den Gläubigen und wurde ihr eifriger Beschützer.

Genauso verhielt sich die junge Fürstin Natalie Lieven, deren Gatte Oberzeremonienmeister des Zaren Alexander II. war. Sie ragte unter den adligen Damen, die von der Erweckung erfaßt wurden, besonders hervor. Sie war zunächst eine streng russisch-orthodoxe Christin, während ihrem Mann religiöse Fragen gleichgültig waren. Als sie den Weg zu Christus gefunden hatte, durfte sie bald auch ihren Gatten zum Herrn führen. Fortan stand das große Lievensche Palais der Verkündigung des Evangeliums und den Zusammenkünften der Gläubigen offen.

In andern Häusern, deren Besitzer gläubig geworden waren, verhielt man sich ähnlich. Korff erlebte einmal in einem Palais eine Zusammenkunft von sage und schreibe 700 Menschen! Das hatte es in Petersburg noch nie gegeben, daß Laien ohne theologische Vorbildung von der Liebe Christi sprachen und Gottes Wort verkündigten, und daß so viele kamen, um es zu hören.

Lassen wir uns von Modest Korff noch weitere Einblicke in jene einzigartige Zeit geben: »In den ersten Jahren der Erweckungsbewegung gab es keinen Widerstand, weder von seiten der Regierung noch von seiten der orthodoxen Geistlichkeit. Alle, die Christus erkannten, durften frei und ungehindert durch Wort und Tat davon zeugen, daß Christus neues Leben schafft und das Tote auferweckt. Die ganze Bibel wurde zum lebendigen Wort Gottes. Vielen Gläubigen aus den höheren Kreisen wurde der Zutritt zu den Gefängnissen gestattet. Damals war General Treptow Stadtkommandant, und er erlaubte und unterstützte die Arbeit in den Gefängnissen. In dieser Zeit war ich Mitglied des Gefängniskomitees, und ich durfte frei und ungehindert den Gefangenen die frohe Botschaft des Heils verkündigen.

Hier will ich ein Beispiel erzählen, wie man in Christus zur wahren Gemeinschaft zwischen hoch und niedrig gelangen kann. Einmal besuchte ich die Fürstin Lieven, die überall eine Zeugin des Heilandes war. Wir gingen in den großen Saal. Vier Malachitssäulen stützten die Decke, und der ganze Raum war mit prunkvollen Möbeln ausgestattet. Ich bemerkte einen starken Stallgeruch, und unwillkürlich sagte ich: »Wie merkwürdig ist es, daß es hier so stark nach Stall riecht!« – »Das ist durchaus nicht merkwürdig«, antwortete die Fürstin, »hier war vor kurzem eine Gebetsversammlung, an der alle unsere Kutscher teilnahmen. Mein Haus gehört meinem Heiland. Ich bin nur seine Hausverwalterin.«

O, wenn doch alle Kinder Gottes sich so zu den irdischen Gütern stellten! Der Stallgeruch in dieser Umgebung sagte mir mehr zu als die glänzendste Predigt.

Nicht nur die Fürstin Lieven und Oberst Paschkow, sondern auch andere Kinder Gottes öffneten ihre Häuser; ja jede Wohnung eines Gläubigen wurde zum Ort, da man sich zum Gebet und Bibellesen versammelte. Auch zu uns kamen die Menschen uneingeladen, obgleich unsere Wohnung nicht so groß war. Die Stühle aus dem Speisesaal und die Bänke aus der Küche reichten oft nicht aus für die Versammelten. Viele unerwartete Bekehrungen erlebten wir. Den Menschen war es völlig neu, von der Erlösung durch das Kreuzesopfer Jesu zu hören.

Damals gab es noch sehr viele Droschkenkutscher in Petersburg. Sie kamen oft vom Lande, um durch Vermieten der Kutschen ihr Brot zu verdienen. Sie hatten zusammen eine

Wohnung mit einer gemeinsamen Küche und einem gemeinsamen Stall für ihre Pferde. Die Kutscher baten uns, sie zu besuchen und ihnen das Evangelium zu verkündigen. Sie luden Nachbarn und Freunde ein, und als wir hinkamen, war es so voll in der Wohnung, daß Redner und Zuhörer stehen mußten. Die Versammlungen wiederholten sich; die Leute stellten Fragen und liebten es, dem Worte Gottes zu lauschen.

In dieser Zeit war ich Sekretär bei der Nichte des Zaren, der Vorsitzenden des Damen-Gefängniskomitees. Ich mußte oft zu den verschiedenen Gefängnissen der Stadt fahren, und ich benutzte die Gelegenheit, um mich mit den Droschkenkutschern zu unterhalten. Im Winter war das leicht möglich; denn die Schlitten waren leicht und klein und fuhren auf dem weichen Schnee lautlos dahin.«

Die Petersburger Kutscher und andere schlichte Leute waren die besonderen Freunde des Grafen Korff. Unter ihnen fand er drei »Professoren der praktischen Theologie«, wie er die Männer dankbar und respektvoll nannte. Es lohnt sich, sie näher kennenzulernen.

Der erste: Im Gespräch mit ihm erfuhr Korff, daß ein durch Gottes Gnade aus schlimmer Trunksucht Geretteter ihn kutscherte. Dieser lud ihn herzlich ein, doch bald einmal in die Wohnung der Kutscher zu kommen und ihnen Christus zu verkündigen. Gern ging der Graf auf den Wunsch ein. Als er zur Versammlung eintraf, waren schon alle beieinander. Während der Verkündigung schien unser Freund, der ihn eingeladen hatte, nicht ganz zufrieden zu sein. Er zupfte den Redner insgesamt dreimal am Rockzipfel, was diesen ziemlich verwirrte, so daß er früher schloß, als er eigentlich vorgehabt hatte. Bevor Korff nach Hause fuhr, wollte er wissen, was die kräftigen Winke zu bedeuten hatten. Die Antwort lautete: »Sie haben von der Erlösung gesprochen. Bei diesem Thema kann man sich nicht einfach und klar genug ausdrücken. Das war bei Ihnen leider nicht der Fall.«

Der vornehme Aristokrat hat sich über die brüderliche Kritik des schlichten Mannes nicht geärgert, sondern sie willig als einen ganz wichtigen Hinweis angenommen. Immer wenn er später irgendwo und irgend jemandem die Erlösung durch Christus bezeugte, stand sein Droschkenkutscher im Geist vor ihm, und er hörte sein mahnendes: »Bitte, klar und einfach!« Hier seine

eigenen Worte über die geschilderte Begebenheit: »Der einfache Mann tat mir einen größeren Dienst, als ihn die beste Kenntnis einer theologischen Dogmatik mir je hätte erweisen können.«

Nun der »zweite Professor«: Dieser sprach über das göttliche Gebot der Feiertagsheiligung. Er erwähnte seine Kameraden, von denen viele auch am Sonntag arbeiteten und dadurch viel mehr als er verdienten. Früher habe er das auch getan. Ihm aber sei der Gehorsam gegenüber Gott wichtiger als das Geld. Übrigens habe er wegen des Nichtarbeitens an den Feiertagen noch nie Not gelitten. Gott habe ihn und seine Familie immer durch die Wochentagsarbeit gut versorgt. Der originelle Schluß lautete: »Gott denkt sogar an mein Pferdchen. Ich besitze nur eins, und da es nun einen Ruhetag hat, ist es viel gesünder und kräftiger geworden.«

Und wer war »der Dritte im Bunde«? Das soll uns Korff wieder selber erzählen: »Im Sommer, wenn wir auf dem Lande wohnten, bewachte und verwaltete ein einfacher Soldat unser Haus. Ich gab ihm ein Neues Testament. Einmal, als ich in das Vorhaus kam, lag er dort auf den Knien und las in dem Buch. ›Nimm dir einen Stuhl!‹ sagte ich, und er antwortete: ›Euer Durchlaucht, es ist schön, das Wort Gottes auf den Knien zu lesen.‹ Was für eine tiefe Wahrheit sprach dieser einfache Soldat aus! Wenn wir uns immer so vor Gott beugen wollten! Wir würden dann wirklich auf den Knien (den körperlichen oder den geistlichen oder beiden) Gottes Wort lesen. Möchten wir unsere geistlichen Knie vor dem Gotteswort beugen und es betend lesen, wie es mich mein dritter Professor der praktischen Theologie lehrte!«

### *Otto Stockmayer und Georg Müller in Petersburg*

Es ist sehr interessant, von Graf Korff zu erfahren, daß und welche ausländischen Gäste gelegentlich Petersburg besuchten und den Erweckten dort dienten. Es sind besonders zwei, die hervorzuheben sind: Otto Stockmayer und Georg Müller. Der 1838 geborene Schwabe Stockmayer trat nach dem theologischen Studium in Tübingen und dem ersten Examen nicht in den Dienst seiner württembergischen Heimatkirche, sondern ging als Hauslehrer in die französische Schweiz. Die Mutter seiner Schüler half ihm, den Weg zum lebendigen Glauben zu finden. Er trat der »Eglise libre«

(Freie Kirche) des Waadtlandes bei und betätigte sich in ihr als Pfarrer und Evangelist. 1874 nahm er an den berühmten Heiligungsversammlungen in Oxford teil und war dann einige Jahre im freien Reisedienst unterwegs. Vom Jahre 1878 an hatte er die geistliche Leitung des Erholungs- und Seelsorgeheims Schloß Hauptwil im schweizerischen Kanton Thurgau inne. Es geschahen dort auch leibliche Heilungen. Stockmayer sah seine Aufgabe vor allem im Zeugnis von der biblischen Heiligung, der umgestaltenden, bewahrenden und vollendenden Macht der Gnade. Er war einer der wichtigsten Persönlichkeiten der deutschen Gemeinschaftsbewegung. Diese zählt ihn zu ihren »Vätern«.

Auch der zweite Besucher bei den Petersburger Gläubigen in jenen geistlich so bewegten Jahren war ein Deutscher, der 1805 in Croppenstedt bei Halberstadt geborene Georg Müller. Sein Lebensweg führte ihn nach England, wo er sich zuerst zu den »Christlichen Versammlungen« von John Nelson Darby hielt. Von diesem trennte er sich aber später und wurde einer der Hauptsprecher der sogenannten »Offenen Brüder«. Zu diesem Kreis von Gläubigen gehört auch ein anderer von den in diesem Buch Dargestellten: Dr. Friedrich Wilhelm Baedeker. Georg Müller ist als der »Waisenhausvater von Bristol« weltbekannt geworden. Die von ihm gegründeten Heime boten 2000 Waisen eine Heimat. Er kannte und übte das Geheimnis des wirkungsmächtigen Glaubensgebetes. Nachdem er 1875 die Leitung der Anstalten seinem Schwiegersohn übertragen hatte, unternahm er noch Evangelisationsreisen durch insgesamt 42 Länder aller Kontinente.

Wie die beiden Christuszeugen Otto Stockmayer und Georg Müller auch nach Rußland kamen und was sie durch Gottes Gnade dort wirken durften, das lassen wir uns jetzt von Graf Korff berichten:

»Wir, die wir durch Lord Radstock zum Glauben gekommen waren, waren mit der Bibel gar nicht vertraut. Besonders das Alte Testament war uns unbekannt. Als echte Russen kannten wir natürlich die Evangelien und aus dem Alten Testament die Psalmen. Darüber hinaus reichte unsere Kenntnis nicht. In der orthodoxen Kirche wurden zwar auch die Briefe des Apostels Paulus vorgelesen. Aber da dieses nicht durch den Priester und Diakon, sondern durch einen sogenannten Kirchendiener ge-

schah, nahm man allgemein an, daß ihnen weiter keine Beachtung zu schenken sei.

In unserer ersten Liebe legten wir mutig unser Zeugnis von Christus ab, aber wir waren Kinder in der Erkenntnis des Wortes Gottes. Aus diesem Grunde lud Oberst Paschkow den in christlichen Kreisen bekannten Gottesmann Stockmayer ein. Er verlebte einige Wochen in der russischen Hauptstadt und unterhielt sich mit uns in den Sälen des Paschkowschen Hauses in französischer Sprache und predigte in den evangelischen Kirchen. In den Aussprachen mit Stockmayer lernten wir vieles. Besonders die Heiligung wurde uns groß. Auch Lord Radstock kam in den folgenden Jahren noch einmal nach Petersburg; aber eine so umfassende Erweckung wie bei seinem ersten Kommen erlebten wir nicht mehr.

Nach Stockmayers Besuch wurde auch der greise Georg Müller aus Bristol in England eingeladen. Es war wohl im Jahre 1880. Drei Wintermonate verlebte er in Petersburg. Wir schätzten ihn sehr und wurden durch ihn reich gesegnet. Stockmayer und Georg Müller halfen uns russischen Kindern Gottes, in der Erkenntnis unseres Heilandes und in der Heiligung und Hingabe an Gott zu wachsen. Georg Müller hielt jede Woche in unserm Hause Bibelstunden in deutscher Sprache. Diese Zusammenkünfte trugen einen privaten Charakter, und wir stellten viele Fragen. Ich vergesse nicht, wie er einmal am Schluß einer solchen Bibelstunde zu mir sagte: »Ich bin erstaunt, was für kindliche Fragen mir gestellt werden.«

Diese Bemerkung verwunderte mich durchaus nicht. Viele von uns kannten die Bibel überhaupt nicht, und wir scheuten uns nicht zu fragen, wenn wir etwas nicht verstanden. Wir wollten ja gehorsame Kinder Gottes sein und nach der Heiligen Schrift leben.«

### *Besuch bei den Stundisten*

Im Sommer 1874, kurz nach dem Beginn der Erweckungsbewegung in Petersburg, reiste Modest Modestowitsch Korff nach Kiew, der Hauptstadt der Ukraine. Dort wollte er die evangelische Bewegung kennenlernen, die unter dem Namen »Stundis-

mus« bekannt geworden ist. Diese Bewegung begann durch die Wirksamkeit des aus Nümbrecht im Oberbergischen (Wirkungs-ort des bekannten Pastors Jakob Gerhard Engels) stammenden Johann Bonekemper, der im Basler Missionshaus ausgebildet worden war und eine deutsch-evangelische Gemeinde in Rohrbach bei Odessa betreute. Er erlebte in der verwahrlosten Gemeinde eine tiefgehende Erweckung. »Stunden« entstanden und wurden durch einen Brüderrat geleitet. Als später sein Sohn Karl sein Nachfolger wurde, hielt dieser für die russischen Bauern und Arbeiter auch »Stunden« in russischer Sprache. Diese führten zu Erweckungen unter den Ukrainern, die bald auf andere Orte übergriffen. Die Bewegung des »Stundismus« brach sich Bahn, gegen die sich die Feindschaft der orthodoxen Geistlichkeit wandte. Die schlichten, bibeltreuen »Stundisten« wurden als Menschen angeprangert, die durch ihre angeblichen Irrlehren Bestand und Einheit von Kirche und Staat gefährdeten.

Zu diesen Leuten zog es also den jungbekehrten Grafen Korff. Sie wollte er näher kennenlernen, mit ihnen Gemeinschaft haben und ihnen in den Verfolgungen Glauben und Mut stärken. Er machte zunächst in Moskau Station und besuchte dort den Leiter der Geistlichen Akademie. Vor diesem legte er im Feuer der ersten Heilandsliebe ein beredtes Zeugnis von seiner Bekehrung und der Freude seiner Errettung ab. Er war ganz erstaunt und beglückt, als die Reaktion des Archimandriten (das war der kirchliche Titel seines Gesprächspartners) folgendermaßen ausfiel:

»Ich verstehe Sie vollkommen und teile Ihre Freude und freue mich mit Ihnen, daß Jesus Christus Sie loskaufte und Sie durch ihn gerettet worden sind. Aber Sie sind kein Orthodoxer mehr. Was tut's aber? Ich führe Ihnen ein Wort des Apostels Paulus an. Er sagt in Philipper 1, 18: ›Was tut's aber? Daß nur Christus verkündigt werde auf allerlei Weise, es geschehe zum Vorwand oder in Wahrheit, so freue ich mich doch darin und will mich auch freuen.‹ Wenn der Apostel Paulus sich darüber freute, daß Christus gepredigt wurde und nicht darauf sah, auf welche Weise es geschah, so darf und kann auch ich mich freuen, daß Sie Christus erkannt haben.« Solch eine duldsame und weitherzige Äußerung eines hohen orthodoxen Geistlichen war aber zu jener Zeit eine



einsame Stimme in der Wüste. Unduldsamer Fanatismus war viel häufiger.

In Kiew angekommen, besuchte Korff gleich den dortigen Gouverneur, der keine Einwände gegen seine Besuche bei den Stundisten erhob. Er solle sich aber nicht als Graf Korff vorstellen, die einfachen Bauern brauchten nicht zu erfahren, daß er eine hohe Stellung am Zarenhof einnehme. Wo Korff auch immer seine Besuche machte, überall gewann er eine dankbare Hochachtung vor der Bibelkenntnis, Glaubenstreue und dem sittlichen Ernst der von so vielen angegriffenen und verachteten Stundisten.

Greifen wir den Besuch bei einer 35 Jahre alten Bauersfrau heraus! Diese erzählte Korff, daß sie neun Monate um das Wort Gottes willen im Gefängnis gewesen sei. Diese Zeit sei ihr zum großen Segen geworden. Als der Graf über diesen »Segen« Genaueres erfahren wollte, bekam er folgendes zu hören: »Wir waren zehn Stundistenfrauen im Gefängnis. Wir hatten uns in unsern Hütten zum Gebet und zum Bibellesen versammelt. Auf Drängen der Geistlichen kam die Polizei und setzte uns ins Gefängnis. Wir wurden alle in eine Zelle eingeschlossen und konnten zusammen beten, und ich lernte lesen und schreiben, was ich bis dahin nicht konnte. Jetzt kann ich selber Gottes Wort lesen – ist das nicht ein Segen?«

Ein Kreisvorsteher begleitete Korff in manche der Dörfer. Ihm blieb nicht verborgen, daß der vornehme Besucher aus Petersburg mit den Stundisten im Glauben und in der Lehre ganz eins war. Er gab über diese unaufgefordert folgendes Urteil ab: »Wenn alle Bewohner meines Kreises so wären wie die Stundisten, dann könnte ich ruhig schlafen. Unter ihnen gibt es keine Übertretungen, Verbrechen, keine Totschläge. Ja, nicht einmal Betrunkene trifft man unter ihnen.«

In Kiew hörte Korff von zwölf Stundisten, die in ein Kloster eingesperrt worden waren. Sie wurden ständig von den Mönchen bedrängt, die ihnen Abweichungen von der rechten Lehre nachweisen wollten. Jene kannten aber selber kaum die Heilige Schrift und waren den bibelfesten Bauern – alle zwölf übten diesen Beruf aus – in keiner Weise gewachsen. Ein Bündel Heu in einer Zellenecke stellte das einzige »Bett« für die ganze Schar dar. Als der Graf fragte, worin denn ihre Nahrung bestehe, erhielt er eine Antwort, die ihn – so seine eigenen Worte – zum »Schweigen in

heiliger Anbetung« bewegte: »Das ist unser Brot«, sagte ein Stundist und legte ehrfurchtsvoll seine Hand auf die Bibel.

### *Ein Religionsgespräch*

Ihre evangelistische und soziale Tätigkeit in Petersburg konnten Korff, Oberst Paschkow und ihre Freunde bis zum Jahre 1882 fast unbehelligt durchführen. Der ihnen günstig gesonnene Stadtkommandant General Treptow legte ihnen keine Schwierigkeiten in den Weg. Auch der zu jener Zeit regierende Zar Alexander II. erwies sich als duldsam. Er war im Volk u. a. darum beliebt und angesehen, weil er die Bauern vom Joch der Leibeigenschaft befreit hatte. Als Alexander 1881 aber von Revolutionären ermordet wurde, begann sich der Wind zu drehen. Öffentliche Versammlungen der Evangelischen wurden bald verboten. Die Erweckten verfielen auf den Ausweg, Nähabende in den verschiedenen Stadtteilen einzurichten. Diese blieben zwei Jahre lang erlaubt. In jedem Stadtteil übernahm eine gläubige Schwester mit einer Helferin die Leitung eines solchen Nähkreises. Sie besuchten auch die Armen in ihren Wohnungen. Eifrig beteiligte sich die Gräfin Korff. Bei den Zusammenkünften beschäftigte man sich mit allerlei Handarbeiten. Der Graf gesellte sich dann dazu, las den Frauen aus Gottes Wort vor und bezeugte ihnen den Erlöser Jesus.

Aus der Zeit der freien, ungehinderten Aktivitäten sei noch die Traktat- und Schriftenmission erwähnt. Dieser widmete sich die »Gesellschaft zur Förderung geistlich-sittlicher Lektüre«. Oberst Paschkow war der Vorsitzende, Korff sein Stellvertreter. Die Schriften mußten allerdings der kirchlichen oder weltlichen Zensur zur Prüfung vorgelegt werden, und der Graf bekam anlässlich seiner Besuche bei der Zensurbehörde öfter folgendes zu hören: »Eure Schriften vertreten die Lehren Luthers, Calvins, Zwinglis, Wesleys, und sie erschüttern die orthodoxe Kirche und sind darum gefährlich.« Das meiste Material durfte aber doch gedruckt und verbreitet werden.

Die Wächter über die orthodoxe Lehre wollten einmal den »Ketzern«, den sogenannten »Paschkowzy« (Anhänger Paschkows) in aller Öffentlichkeit einen schweren Schlag versetzen. Sie

boten diesen eine öffentliche Diskussion an. Sie wählten aber einen Zeitpunkt, an dem Paschkow und Korff von Petersburg abwesend waren, und luden zwei Männer aus dem einfachen Volk ein, den Besitzer eines Heringsladens und einen Mehlhändler. Sie waren fest davon überzeugt, daß sie mit diesen »ungebildeten« Leuten leichtes Spiel haben würden. Das Religionsgespräch sollte an einem Sonntag stattfinden, es wurde die größte Reithalle der Stadt als Ort der Veranstaltung gewählt.

Man kannte bisher solche öffentlichen geistlichen Auseinandersetzungen nicht, und die Menschen strömten in hellen Scharen herbei. Die große Reitbahn war vollbesetzt. In der Mitte war eine Plattform errichtet worden. Dort nahmen ein gelehrter Mönch, der als Experte für Sektenkunde galt, und die beiden schlichten Brüder Platz. Der Mönch stellte allerlei Fragen, deren Inhalt seinen Partnern vorher nicht bekannt war. Aber deren Antworten waren so klar, gründlich und überzeugend, daß die Zuhörer aus dem Staunen nicht herauskamen. Die Männer erwiesen sich als vom Heiligen Geist gelehrt. Ihre Liebe und Kenntnis des Wortes Gottes kam ihnen zugute. Nach Schluß der Auseinandersetzung hörte man im Publikum Bemerkungen wie diese: »Die Paschkowzy sind gar nicht Menschen, die man fürchten muß. Die wissen, was sie glauben, und man muß sie achten.« Oder: »Wunderbar ist es, wie diese einfachen Leute die Bibel kennen.«

Die orthodoxen Mönche und Priester konnten solche »Niederlagen« natürlich schwer verkraften. Die Stimmung der Offiziellen in Staat und Kirche den Gläubigen gegenüber wurde immer unduldsamer und fanatischer. Die Regierungszeit des Zaren Alexander II., dessen 1881 geschehene Ermordung erwähnt wurde, hatte 1856 sehr hoffnungsvoll begonnen. Der Kaiser begrüßte damals als junger Monarch das Vorhaben des »Heiligen Synod« (oberstes Leitungsorgan der Russisch-Orthodoxen Kirche), eine Übersetzung der Heiligen Schrift in modernem Russisch zu schaffen. Nach deren Fertigstellung erschien im März 1877 ein »Allerhöchstes Schreiben an den Allerheiligsten Synod« mit folgendem Wortlaut:

»Im Jahre 1856, als ich die Krone meiner Väter auf mein Haupt setzte, beriet der Heilige Synod auf einer Konferenz über die Aufgabe einer großen Verbreitung der Heiligen Schrift unter dem russischen orthodoxen Volk und hielt es für notwendig, die

Heilige Schrift in die russische Sprache zu übersetzen. Nach Beendigung dieser so wichtigen Arbeit und im Blick auf die geistliche Wohltat, die der Herde der herrschenden Kirche dadurch erwiesen wird, halte ich es für meine Pflicht, dem Heiligen Synod, der sich durch alle denkbare Mühe bei der Vollendung der großen Aufgabe ausgezeichnet hat, meinen aufrichtigen Dank auszusprechen. Ich bete zum Allmächtigen, daß er die heiligende Kraft seines Wortes zum Wachstum des russischen rechtgläubigen Volkes im Glauben und in der Frömmigkeit, auf der das wahre Glück des Reiches beruht, offenbare.«

Wenn solche Worte des Kaisers ernst genommen worden wären, hätte man sich in Kirche und Staat über Leute wie Korff und Paschkow freuen müssen. Denn für nichts anderes setzten sie sich ja ein, als daß die Heilige Schrift mit ihrer Botschaft von Erlösung und Heiligung dem russischen Volk nahegebracht würde und viele dadurch zum lebendigen persönlichen Glauben geführt und darin gefördert würden. Aber immer mehr verbanden sich orthodoxe Geistlichkeit und Polizei, um solche Zeugen Christi wie Paschkow und Korff um ihren geistlichen Einfluß und zum Schweigen zu bringen.

### *Ein denkwürdiger Brief und was darauf folgte*

Die schon öfter erwähnte brüderliche, herzliche Zusammenarbeit der beiden Führer der Erweckungsbewegung, des älteren Paschkow und des jüngeren Korff – der letztere nannte sich gern bescheiden einen Gehilfen des ersteren –, führte im März 1884 zur Abfassung und Versendung eines denkwürdigen Briefes. Der Wortlaut stammte von Paschkow, aber Korff stimmte dem Inhalt von Herzen zu und erfüllte die Bitte des Freundes um seine Unterschrift ohne Zögern und Zweifel.

Erweckte Kreise gab es inzwischen in vielen Teilen des riesigen Rußland. Aber sie kannten einander wenig und waren auch in manchem, was Lehre und Frömmigkeitsstil anging, verschieden. Einig waren sie sich darin, daß Jesus Christus der alleinige Retter und Herr ist und der Glaube an ihn zum Empfang der Sündenvergebung und zum ewigen Leben führt. Es war Paschkow und mit ihm auch Korff ein Herzensanliegen, daß die überall verstreuten

Gläubigen miteinander Kontakt aufnehmen und ihre wesentliche Einheit in Christus einmal öffentlich darstellen sollten. Das war die Absicht und das Ziel des genannten Briefes, der das Datum vom 24. März 1884 trägt. Er wurde in St. Petersburg verschickt und hatte als Adressaten Stundisten, Baptisten, Mennoniten und Glieder anderer Glaubensgemeinschaften, die alle ihr eigenständiges Dasein neben der offiziellen orthodoxen Staatskirche führten, was viele Schwierigkeiten und oft Feindschaft und Verfolgung mit sich brachte.

Aus dem Brief von Paschkow und Korff seien einige Sätze zur Kenntnis gebracht: »Glauben Sie nicht auch, teure Brüder, daß es unsere Pflicht ist, uns als die Glieder eines Leibes, mit einem Geist getauft, berufen in die Gemeinschaft mit dem Vater und dem Sohne, daran zu erinnern, daß Christus auf die Verwirklichung der Einheit seines Leibes wartet?

Glauben Sie nicht auch, daß es Zeit ist, das Testament des Hauptes der Kirche Christi (Joh. 17: »auf daß sie alle eins seien«) zu erfüllen? Wenn die Verwirklichung der Einheit aller christlichen Gemeinden auch nicht nur von uns abhängt, so sind wir doch verpflichtet, die Vereinigung der Kirchen dort zu fördern, wo Gott uns hingestellt hat.

Wir schlagen nun vor, Brüder, einen Abgeordneten, den der Geist Gottes in Ihrer Kirche als Hirten der Herde hingestellt hat, mit diesen Gedanken ausgerüstet nach Petersburg zu senden zu einer gemeinsamen Erörterung im Gebet vor dem Herrn, um die Wege zu erkennen, die er selbst zur Verwirklichung der Einheit der Kirche Christi vorgezeichnet hat.«

Es ist bei den riesigen Entfernungen erstaunlich, daß dieser einladende Brief bald an viele Orte in vielen Regionen gelangte und sehr schnell ein positives Echo fand. Korffs Feststellung lautet: »Schon am 1. April kamen über 70 Brüder aus allen Teilen unseres Vaterlandes nach Petersburg.«

Lassen wir den Grafen selber über das berichten, was bei jener Zusammenkunft geschah: »Alle freuten sich über das Zusammenreffen. Wir legten den zugereisten Delegierten sechs Paragraphen vor, die wir zu dieser Konferenz der Vorsitzenden der verschiedenen evangelischen Kreise Rußlands aufgestellt hatten. Fünf Brüder hatten sie formuliert: Dr. Baedeker aus England, ein Stundist Jakob Deljakow aus dem Süden Rußlands, E. G. Kargel,

der Presbyter der Gemeinde der Deutschen Baptisten aus Petersburg, Graf Korff und W. Paschkow. Der Inhalt dieser Paragraphen war im engeren Sinne das Symbol des Glaubens der verschiedenen Kirchen und handelte in einem Punkt in ganz allgemeinen Ausdrücken von der Taufe und dem heiligen Abendmahl. Da wir alle fünf verschiedenen Kirchengemeinschaften angehörten, uns aber in diesen Fragen ganz einig waren, glaubten wir, daß auch die zugereisten Brüder diesen Paragraphen ohne Widerspruch annehmen würden. Leider hatten wir uns geirrt. Besonders die Tauffrage rief einen endlosen Streit hervor, und wir konnten zu keiner Einigung kommen. Ich führe diesen Paragraphen hier an, wie er von uns abgefaßt worden war:

›Wir erkennen die Taufe als eine von Gott eingesetzte Verordnung an, und in der Unterwerfung unter diese drückt sich der Gehorsam gegen Gott aus. Wie diese Forderung erfüllt werden soll, wird dem Gewissen jedes einzelnen und seiner Erkenntnis des Wortes Gottes überlassen. Die verschiedene Auffassung in dieser Frage soll in keinem Fall dazu dienen, die Kinder Gottes voneinander zu trennen.‹

Nach der ersten Versammlung gingen wir trotz der lebhaften Auseinandersetzungen in vollem Frieden nach Hause und beschlossen, am folgenden Tage über die angeschnittenen Fragen im Hause der Fürstin Lieven (die erste Zusammenkunft fand in einem Paschkow gehörenden Speisehaus statt) weiterzusprechen. Kaum hatten wir die zweite Versammlung begonnen und behandelten wieder die Tauffrage, da kam ein Engländer in den Saal, ein Bekannter Paschkows. Als er vernahm, worüber wir sprachen, sagte er sehr entschieden in kurzen Worten: ›Brüder, auf die Knie! Unsere Einheit ist in Christus. Er ist unser Leben. Geben wir ihm die Ehre und den Preis!‹

Wir beugten unsere Knie, und heiße Gebete stiegen zum Throne Gottes empor. Es waren Gebete der Beugung. Wir bekannten, daß wir noch nicht genügend in Christus seien und den Heiligen Geist dämpften. Als wir uns von unsern Knien erhoben, herrschte allgemeine Freude unter den Versammelten, und wir spürten die Einheit des Leibes Christi, in der auch der Streit um die Taufe aufhört. Diese Begebenheit werde ich nie vergessen. Sie war mir eine Lektion für das ganze Leben. Nicht in einer Auffassung der Dogmen sollen wir die Einheit suchen, sondern im

Geist und in der Wahrheit, die die Gläubigen in Christus erleben. Die innere herzliche Einheit hängt nicht von einigen Verschiedenheiten in der Erkenntnis ab, die immer bei Kindern Gottes sein werden.«

Die Zusammenkunft in Petersburg, die jetzt in eine so gute und verheißungsvolle Bahn gebracht worden war, fand aber ein jähes Ende. Hören wir auch darüber wieder Korff: »Am folgenden Tag erschien ich zur festgesetzten Zeit in der Versammlung, aber zu meiner Verwunderung war niemand von den zugereisten Brüdern erschienen. Das konnten wir uns nicht erklären. Als ich nach Hause kam, wurde mir ein schmutziges Papier überreicht, und auf diesem stand nur geschrieben: ›Wir sind im Gefängnis, und man schickt uns aus Petersburg fort.‹ Jede Unterschrift fehlte.

Trotz aller Bemühungen gelang es uns nicht, einen der Brüder wiederzusehen. Erst nach einigen Tagen erhielten wir Aufklärung durch Briefe. Die Polizei, die dem Treffen auf die Spur gekommen war, hatte die Brüder einige Stunden gefangengehalten und ihnen das schriftliche Versprechen abgenommen, daß sie die Residenz sofort verlassen und in ihre Heimat zurückkehren würden.«

### *Verbannung aus der Heimat*

Zehn Jahre waren inzwischen vergangen seit dem erwecklichen Aufbruch in Petersburg, der 1874 mit der Evangelisationstätigkeit von Lord Radstock begonnen hatte. In der ersten Zeit hatte es – wie erwähnt wurde – seitens der staatlichen und kirchlichen Behörden keinen Widerstand gegen die evangelische Bewegung gegeben. Das hatte sich inzwischen, wie dargestellt worden ist, schon geändert. Aber nun, im Frühjahr 1884, wurde die Lage für die Gläubigen vollends not- und gefahrvoll. Alle ihre Versammlungen wurden verboten, und sie wurden von der Polizei streng bewacht. Der Oberprokurator des Heiligen Synod – das war der weltliche Vorsitzende des obersten Leitungsgremiums der Russisch-Orthodoxen Kirche – erstattete nach den Aprilereignissen in Petersburg dem Kaiser ausführlich Bericht und erklärte, es sei dringend notwendig, jetzt die strengsten Maßnahmen gegen die Paschkowsche Bewegung zu ergreifen. Unter anderm wurde die

Herstellung und Verbreitung von Traktaten am 24. Mai 1884 verboten.

Korff wohnte zu jener Zeit in Zarskoje Sselo, jenem Ort südlich von Petersburg, wo die Zaren ihre Sommerresidenz besaßen. Er stand ja als Hofmarschall im Dienst des Kaisers, das war damals Alexander III. Auch sein Haus fiel unter die strenge Aufsicht der Polizei. Im Juni 1884 erhielt er eine Vorladung vom Minister der Polizei. Die beiden kannten sich persönlich gut, und der Empfang war durchaus liebenswürdig und freundlich. Das galt aber nicht von dem Schriftstück, das der Minister im Auftrag des Kaisers seinem Besucher vorlegte. Darin sollte Korff nämlich durch seine Unterschrift versprechen, daß er nicht mehr predigen, keine Versammlungen mehr durchführen, nicht mehr in freien Worten beten und mit den Stundisten und andern religiösen Gemeinschaften jeden Verkehr abbrechen wolle. Auf eine solche Zumutung konnte er gewissensmäßig unmöglich eingehen. Klar und tapfer sagte er dem Minister:

»Ich kenne den Kaiser. Ich schätze ihn hoch und verehere ihn, ich kenne ihn als einen ehrlichen und guten Menschen mit einer großen Seele. Ich weiß, daß Seine Majestät die Menschen achtet, ich kann aber nichts gegen meine Überzeugung und mein Gewissen tun.« Darauf der Minister: »Wenn Sie nicht unterschreiben wollen, wünscht der Kaiser, daß Sie Rußland verlassen.«

Korff: »Ich beuge mich unter den Willen meines Herrschers und bleibe ihm ein treuer Untertan. Ich werde ihn von ganzem Herzen lieben, und diese Gefühle der Ehrfurcht werde ich bis ans Ende meines Lebens bewahren.«

Zu der Zeit, als das geschilderte Gespräch im Polizeiministerium in Petersburg stattfand, hatten sich einige gläubige Frauen im Hause der Fürstin Gagarin versammelt. Der deutsch-englische Evangelist und Rußlandfreund Dr. Friedrich Wilhelm Baedeker war in ihrer Mitte. Man betete für Graf Korff. Als dieser sich zu ihnen gesellte, um von dem soeben Geschehenen zu berichten, fand er ein Telegramm von seiner Frau aus Zarskoje Sselo vor, das die Worte enthielt: »Beharre im Glauben an den Herrn und weiche nicht einen Schritt vom Worte Gottes ab!«

Das Schicksal der Ausweisung traf neben ihm auch Paschkow. Auch dieser hatte es abgelehnt, ein gleichlautendes Schriftstück, wie das dem Grafen Korff vorgelegte, zu unterschreiben. Schließ-



lich sollte auch die Fürstin Lieven, deren Haus in ganz besonderer Weise allezeit den Erweckten offengestanden hatte, sich unterschriftlich verpflichten, mit solchen Versammlungen aufzuhören. Sie lehnte es ab, blieb aber vom Urteilspruch der Verbannung verschont. Ihr, der Dame gegenüber, die er für weniger gefährlich hielt, ließ der Kaiser Höflichkeit und Großzügigkeit walten. Der ausgewiesene Graf Korff sah darin die Hand Gottes. Es erschien ihm als ein Wunder, daß im Palais der Fürstin sich weiterhin Gläubige treffen konnten und die Polizei nicht gegen sie einschritt.

Geben wir ihm abschließend zu diesem Wendepunkt seines Lebens noch einmal selber das Wort: »Ich muß bekennen, das Verlassen meines Vaterlandes, meiner Tätigkeit als Zeuge Jesu wurde mir, menschlich gesprochen, sehr schwer. Aber daß ich alles verlassen und dem Herrn folgen, sein Joch tragen durfte, war mir nicht nur Trost, sondern tiefe Freude.

Die Schwierigkeiten der so schnellen Ausreise – mir waren zwei Wochen gegeben worden – waren groß. Wir mußten alles verlassen; aber darüber trauerten wir nicht, weil wir nach unserer Glaubensüberzeugung handelten, im vollen Vertrauen, daß der Heiland uns nicht verlassen würde.

Am 27. Juni verließen wir Zarskoje Sselo. Meine liebe Frau erwartete ein Kind, und der Arzt hatte ihr strengste Ruhe vorgeschrieben. Aber sie wollte mich nicht allein lassen. Als wir in die Gegend von Paris kamen, wo die Eltern meiner Frau sich aufhielten, schenkte uns der Herr einen gesunden Sohn. Die lange Reise hatte der Mutter und dem Kinde nicht geschadet.

Die Nachricht von Paschkows und meiner Verbannung verbreitete sich sehr schnell in Rußland. Als die teuren Brüder in den verschiedensten Gouvernements davon erfuhren, beschlossen sie, daß wir ersetzt werden müßten. Uns wurde mitgeteilt, daß anstatt der zwei Brüder Paschkow und Korff siebzehn andere erwählt worden seien, die unsere Aufgaben in allen Gemeinden, nicht nur in Petersburg, übernehmen sollten. Die Wege Gottes sind unerforschlich (Röm. 11,33.34). Aber in allem sehen wir seine Liebe, und alles dient zur Erreichung seines Zieles.«

Alles, was wir auf den vorangehenden Seiten von Modest Modestowitsch Korff wörtlich wiedergegeben haben, hat er als Achtzigjähriger in der Schweiz niedergeschrieben. Er schließt seine Erinnerungen mit den folgenden Worten: »Unser Vermögen, alle irdischen Besitzungen sind uns durch die russische Katastrophe genommen worden, aber wir können mit dem Apostel Paulus bekennen: ›Die nichts innehaben und doch alles haben‹ (2. Kor. 6,10). Wir führen ein Glaubensleben, und Jesus ist unser Trost und unsere Kraft. Ich darf es in meinem 80. Lebensjahr bezeugen.«

Den 80 von Korff genannten irdischen Lebensjahren hat Gott noch weitere elf hinzugetan. Der Einundneunzigjährige wurde am 9. November 1933 in die obere Heimat abberufen. Er hatte in den langen Jahren, die er fern von seiner russischen Heimat verbringen mußte, im Westen viele Freunde gefunden. Über seinen Heimgang schreibt Maria Kroeker, die Gattin von Jakob Kroeker, dem bekannten rußlanddeutschen mennonitischen Prediger und Schriftsteller, der auch der Gründer des Missionsbundes »Licht im Osten« ist:

»Wer ihn in den letzten Jahren in seinem Zimmer aufsuchen durfte, empfing einen tiefen Eindruck von dem großen Frieden und der innigen Freude, die alle seine Gespräche und Gebete durchglühten. Und bis zum letzten Atemzug galt sein Dienst der Rettung anderer. Im Jahre 1932 wurde er durch einen Oberschenkelbruch ganz an sein Zimmer gebunden. Als er sich von diesem schweren Krankenlager erholt hatte, blieb er sehr auf die Hilfe seiner Pflegerin angewiesen. Aber auch das Krankenzimmer war ein Ort des Friedens und des Lobens. Freunde wollten ihn für den Winter 1933/34 nach Basel holen, um ihn zu pflegen. Sie wußten und glaubten nicht, daß sie ihn zum Sterben holten. Als er im Auto nach Basel fuhr, erkrankte der Graf ganz plötzlich an Herzschwäche und durfte ohne Kampf die Augen schließen.«

# Paul Nicolay

## 1860–1919

### *Wie Karl Heim dem Baron Nicolay begegnete*

Der Mann, dem der folgende Beitrag unseres Buches gewidmet ist, war der Pionier der russischen christlichen Studentenbewegung in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg. Ehe wir uns seinem Leben und Wirken zuwenden, wollen wir zunächst ein Urteil über ihn hören von jemandem, der durch ihn beeindruckt und gesegnet worden ist. Dieser ist kein Geringerer als der bedeutende Theologieprofessor Karl Heim (1874–1958).

Bevor Heim sich der akademischen Arbeit zuwandte, war er in den Jahren 1900–1903 Reisesekretär der damals mächtig aufstrebenden Deutschen Christlichen Studentenvereinigung (DCSV). Diese Tätigkeit führte ihn gelegentlich über die deutschen Grenzen hinaus. So nahm er 1900 in Paris und Versailles an einer Tagung des Christlichen Studenten-Weltbundes (World Student Christian Federation) teil. Es handelte sich um keine allgemeine internationale Studentenkonferenz, sondern um eine Tagung führender Männer der christlichen Studentenbewegungen vieler Länder unter der Leitung des Weltbundpräsidenten, des Amerikaners John Mott.

Bei diesem Anlaß begegnete Karl Heim dem aus Finnland stammenden Baron Paul Nicolay. Finnland gehörte zum russischen Reich, wenn ihm auch beschränkte Rechte der Selbstverwaltung (eigenes Parlament, eine Regierung, Senat genannt, unter Leitung des russischen Generalgouverneurs) zugestanden waren. Über das Zusammentreffen mit Nicolay lesen wir in Karl Heims Lebenserinnerungen »Ich gedenke der vorigen Zeiten«:

»Noch ehe die Konferenz in Versailles zum Abschluß kam, machte ich die Bekanntschaft mit dem russischen Delegierten, dem Baron Paul Nicolay. Dieser Mann war für unsere Tagung von ganz besonderem Wert, weil er als Glied der hohen russischen Aristokratie die Sprachen der meisten Kulturvölker beherrschte. So konnte er Gebetsversammlungen leiten, in denen in verschiedenen Sprachen gesprochen und gebetet wurde. Auch als ich

selber in einem Kurzreferat über ›Glaube und Denken‹ in meinem damals noch sehr schlechten Englisch meine Gedanken nur mühsam verständlich machen konnte, griff Nicolay helfend ein. Er legte meine ›Zungenrede‹ in verständlichen Worten aus.

Aus dieser inneren Beziehung, die zwischen uns entstand, ergab sich dann, daß er mich bat, auf seine Kosten 1903 nach Rußland zu kommen, um auch unter russischen Studenten eine christliche Studentenbewegung ins Leben zu rufen. Damit war für meine Tätigkeit als Reisesekretär der Christlichen Studentenvereinigung ein neues Ziel gesetzt, nämlich Rußland, das damals noch das alte vom Zaren regierte Rußland war, in dem aber überall schon die unheimlichen Vorzeichen der bevorstehenden Revolution und großen Umwälzung aufflammten, die dann wenige Jahre später im Jahre 1905 zum Ausbruch kamen und in der großen kommunistischen Oktoberrevolution 1917 ihre Vollendung fanden. Mein Plan war, über Dorpat und Riga nach St. Petersburg (dem späteren Leningrad) zu reisen, wo mich der Protektor meiner Reise, Baron Nicolay, erwartete.«

Über Heims Erlebnisse in Dorpat und Riga müssen wir leider hinweggehen, da es uns nach Petersburg zu seiner Wiederbegegnung mit Nicolay zieht. Lassen wir Heim darüber berichten:

»Ich wurde am Bahnhof mit großer Herzlichkeit empfangen von Nicolay selber, dem Sohn eines russischen Senators und Besitzer großer Güter in Finnland. Er geleitete mich in sein vornehmes Stadthaus in der Mitte von Petersburg, in dem er unverheiratet bei seiner noch sehr rüstigen Mutter wohnte. Ich habe nie in meinem Leben in einem so vornehmen Hause gewohnt, das alles hinter sich ließ, was ich etwa in Deutschland bei Grafen und Fürstlichkeiten gesehen hatte. Das Haus wimmelte förmlich von Dienern, die in rote, von Goldbrokat strotzende Livreen gekleidet waren. Beim Essen stand hinter jedem Stuhl ein Diener, der dem Gast die Speisen und Getränke zureichte. An jeder Tür stand ein Diener, der die Tür öffnete und zuschloß. Vor dem Aufstehen erschien auf leisen Sohlen ein Diener, der die Kleider wegnahm und sie frisch gereinigt und gebügelt wiederbrachte.

Bei der Tischunterhaltung führte man die gewöhnliche Konversation in französischer Sprache. Über religiöse Dinge sprach man englisch, mit der Dienerschaft wurde bald russisch, bald finnisch gesprochen. War ein deutscher Gast da, so wurde ihm zu Ehren

ausnahmsweise auch einmal deutsch gesprochen, was jeder am Tisch verstand. Als ich das miterlebt hatte, konnte ich begreifen, warum bei der internationalen Konferenz der Führer der christlichen Studentenbewegung nur Baron Nicolay imstande war, eine Gebetsversammlung zu leiten.«

Heim erlebte in Petersburg von Arbeitern und Studenten organisierte revolutionäre Unruhen und mußte seine Vorträge in einer mit politischer Hochspannung geladenen Stadt halten. Überall war mit Spitzeln der Geheimpolizei zu rechnen. Bei einem Spaziergang mit Nicolay in der Nähe des Winterpalastes, wo der Zar mit seiner Familie im Winter wohnte, bekam er den Kaiser selber zu Gesicht. Dieser bestieg gerade einen von vier herrlichen Pferden gezogenen Wagen und schaute sich dabei mit einem scheuen, ängstlichen Blick nach rechts und links um. Hatte er Furcht vor einer Bombe, die jeden Augenblick über ihm losgehen konnte?

In dieser gefährlichen, unsicheren Lage blieb Baron Nicolay seinem Auftrag treu, Studenten mit dem Evangelium bekanntzumachen, und sein deutscher Besucher sollte ihm dabei helfen. Heim lernte in Petersburg auch die geistliche Umwelt kennen, in der sein großzügiger Gastgeber daheim war. Er wurde von Nicolay mitgenommen in eine Versammlung der sogenannten »Stundisten«, die im Palast der aus dem baltendeutschen Adel stammenden Fürstin Lieven stattfand. Solche Zusammenkünfte waren der erstarrten orthodoxen Staatskirche ein Dorn im Auge und eigentlich ungesetzlich. Der Zar wußte aber, daß manche seiner hohen Hofbeamten und erst recht deren Frauen sich zu den »Stundisten« zählten und ließ diese nicht überall bespitzeln und verfolgen, wozu die Staatskirche ihn drängte. Doch ein Hauch von Gefahr und Ungesetzlichkeit umwehte überall die Treffen der Gläubigen. Man wußte nie, ob und wann die Polizei einschreiten würde. Manchen traf das Schicksal von Ausweisung und Verbannung. Nicolay scheute es nicht.

Hier einige Sätze aus dem ausführlichen Bericht Karl Heims über jene Versammlung, die er an der Seite von Baron Nicolay besuchte: »Ich habe noch nie etwas erlebt, was mich so stark an die Zeit erinnert hätte, da die erste christliche Gemeinde in der Verfolgungszeit in den Katakomben von Rom versammelt war. Es waren auch alle Standesunterschiede weggewischt. In einer ein-

drucksvollen Gebetsgemeinschaft kniete die Fürstin neben dem Bauern im Schafspelz. Dort kniete der Großgrundbesitzer neben seinem leibeigenen Diener. Für mich war es, obgleich ich die Gebete im einzelnen nicht verstand, außerordentlich stärkend, mit diesen Brüdern und Schwestern niederknien zu dürfen und getragen zu sein vom Gebetsgeist, der hier wehte, von dem alle wie von einem mächtigen Strom getragen waren.«

### *Kein »Beinah-Christ«!*

Karl Heim hat Nicolay in seinem eigentlichen Lebensauftrag, dem Pionierdienst für das Evangelium unter russischen Studenten, kennengelernt und ihm eine kurze Zeit dabei ein wenig helfen dürfen. Er ist durch ihn in die russische Stundistenbewegung eingeführt worden, aus der seinem adligen Gastgeber bedeutsame geistliche Impulse zuflossen. Er bezeichnet es als sein größtes Erlebnis in Rußland, daß er mit dieser »urchristlichen Bewegung«, wie er sie nennt, in Berührung kam. Er hat für sein ganzes Leben unvergeßliche, dankbare Erinnerungen an die brüderliche Liebe des russisch-finnischen Barons im Herzen behalten. Schauen wir nun ein wenig in Nicolays Lebensjahre hinein, die der entscheidenden Epoche seines Wirkens im Reiche Gottes vorangingen.

Die Vorfahren des am 14. Juli 1860 Geborenen waren Schweden. Ein Zweig der Familie siedelte sich in Lübeck an und wanderte später ins Elsaß aus. Schließlich wurde Finnland die Heimat des Geschlechts. Das riesige Landgut Monrepos in der Nähe der Stadt Wiborg war der Familienbesitz, an dem alle nachkommenden Generationen mit großer Liebe hingen. Es blieb ihr eigentliches Zuhause, auch wenn ihre Wege und Aufgaben die Familienglieder an viele andere Orte führten. Pauls Vater war eine Zeitlang russischer Minister und dann Gesandter in verschiedenen europäischen Hauptstädten. So kam es, daß Paul in Bern geboren wurde.

Der Vater starb schon 1869. Seine Witwe, eine baltische Baroness Meyendorff, zog mit ihren drei Töchtern und dem einzigen Sohn Paul erst nach Monrepos und dann nach Petersburg, wo sie mehr für die Erziehung und Ausbildung ihrer Kinder tun konnte. Sie war eine fromme Frau, von welcher der Knabe

früh die Liebe zum Bibellesen und zum Gebet übernahm. Der Sohn besuchte ein gutes Gymnasium und nahm in der deutschen St.-Annenkirche am Konfirmandenunterricht teil. An deutschen und deutschsprachigen Bewohnern fehlte es der russischen Hauptstadt nicht. Es waren in erster Linie Baltendeutsche, von denen im Zarenreich viele bedeutende und einflußreiche Stellungen einnahmen.

Pauls Konfirmation fand – der damaligen Sitte entsprechend – statt, als er schon 19 Jahre alt war. Wenn er auch noch nicht im biblischen Sinne bewußt gläubig war, so war es doch ernst gemeint, als er in jener Zeit schrieb: »Die Hauptsache bleibt es doch wohl, sich als armen Sünder zu erkennen und mit dankbarer Freude die Vergebung des Herrn aus Jesu eigener Hand zu nehmen.«

Er begann im Winter 1880/81 mit dem Studium der Rechtswissenschaft an der Petersburger Universität und wohnte bei seinem Onkel, der damals Kultusminister war. Die übrige Familie machte eine Reise nach Italien. Wichtiger als der Fortschritt in der Wissenschaft wurde für ihn die damals geknüpfte Freundschaft mit dem jungen Grafen Constantin von der Pahlen, dessen Vater Justizminister gewesen und der von einer echten Frömmigkeit beseelt war. Durch ihn wurde Paul in das Haus der Fürstin Natalie Lieven eingeführt. Dieses war ein Mittelpunkt einer Erweckungsbewegung, die erstaunlich viele der Aristokraten von Petersburg erfaßt hatte. Gottes Werkzeug dabei war vor allem der englische Lord Radstock, der zum Kreis der sogenannten »Offenen Brüder« gehörte, zu dem sich auch so bekannte Gottesmänner wie Dr. Friedrich Wilhelm Baedeker und der Waisenhausvater Georg Müller von Bristol zählten.

Radstock kam im Winter 1874 zum erstenmal nach Petersburg und kehrte später mit seiner Familie für eine längere Zeit zurück. Eine der auffälligsten Bekehrungen, die geschahen, war die des Flügeladjutanten des Kaisers, des Kavallerieobersten Wassilij Alexandrowitsch Paschkow, der später aus Rußland ausgewiesen wurde. Auch in seinem Hause nahm Paul an Versammlungen teil. Das frohe, entschiedene Christentum, das er bei den Erweckten kennenlernte, machte einen tiefen Eindruck auf ihn, aber es führte ihn noch nicht zur eigenen vollen Hingabe an den Herrn.

Doch diese ließ nicht mehr lange auf sich warten. Sie bereitete

sich im Januar 1888 vor, als er zum erstenmal in einer Versammlung im Palais Lieven den Mund zu einer Ansprache aufat. Er reiste dann bald nach Helsingfors, dem heutigen Helsinki, wo er zum erstenmal als Vertreter seiner Familie seinen Platz im finnischen Parlament einnahm. Dadurch wurde seine Liebe zu Finnland, das unter russischer Herrschaft stand, als seinem eigentlichen Vaterland sehr gestärkt. Er lernte viele finnische Familien kennen und erfuhr ihre Gastfreundschaft. Dazu gehörte auch das Haus Wrede, dessen Tochter Mathilda als Wohltäterin der Gefangenen bekannt geworden ist. Paul besuchte mit ihr einige finnische Gefängnisse.

Einmal wollte er an einer Bibelstunde teilnehmen, erschien aber mit großer Verspätung. Als Grund gab er unbefangen an, daß er einer Zirkusvorstellung beigewohnt habe. In der Bibelstunde fiel dann das Wort »Beinah-Christ«. Es war eine der vornehmen Damen, die es gebrauchte. Paul wollte hinterher von ihr wissen, was und wen sie damit gemeint habe. Die Antwort fiel sehr deutlich aus: »O, zum Beispiel einen, der vom Zirkus direkt in die Bibelstunde geht.« Fortan begann Paul sich vertieft darüber Gedanken zu machen, was denn die »Welt« sei, der man abzusagen habe, wenn man entschieden ein Nachfolger Jesu Christi sein wolle. Es wurde ihm klar, ohne daß er daraus ein Gesetz für andere machte, daß »weltliche Vergnügungen«, wie z. B. die in der russischen adligen Gesellschaft eifrig praktizierten Tanzfeste oder Maskenbälle, für ihn nicht mehr in Frage kamen. Weil er auch spürte, wie Rauchen und Alkoholgenuß bei ihm Bindungen waren, hörte er damit auf. Auch der Jagd, der er sich leidenschaftlich gerne widmete, gab er den Abschied.

Alle diese persönlich getroffenen Entscheidungen hatten nichts mit einer engen Gesetzlichkeit, der sich auch alle andern unterwerfen mußten, zu tun. Für seinen Weg der Nachfolge und seinen Dienstauftrag im Reiche Gottes lagen hier aber Hindernisse, die aus dem Wege geräumt werden mußten. Volle Hingabe an den Herrn, »ein ganzer Bund mit meinem Heiland Jesus Christus« – wie er es nannte – das war es, was am Ende des Jahres 1888 als Inhalt und Ziel des Lebens für ihn feststand. In dieser seiner Einstellung fühlte er sich bestärkt und gefördert, als er im Juli 1890 an der bekannten Glaubens- und Heiligungskonferenz in Keswick in England teilnahm.



Der missionarische Eifer, den Paul Nicolay später in der Arbeit unter den Studenten an den Tag legte, wandte sich nach dem Gewinnen einer klaren, entschiedenen Glaubensstellung zunächst einer ganz andern Menschen- und Berufsgruppe zu: nämlich den Fischern und kleinen Landwirten, welche auf den zahlreichen Inseln und Inselchen an der finnischen Ostseeküste ihr mühsames Dasein fristeten. Vom Familienbesitz Monrepos aus war es nicht weit dorthin. Die Sommermonate, die für den nach seinem juristischen Studium und dem Examen in den russischen Staatsdienst eingetretenen jungen Baron überwiegend Ferienzeit waren, benutzte er für seine missionarische Tätigkeit. Er tat das mit Hilfe seiner Jacht »Lady«, die dem passionierten Segler sehr ans Herz gewachsen, ja – so lautete seine eigene Feststellung – zum »Abgott« geworden war. Dieser »Abgott« wurde jetzt dem Dienst des Herrn geweiht. Pauls Begleiter war öfter sein Freund Henrik Wrede.

Nicolay war von Hause aus alles andere als ein aggressiver Typ. Er mußte vielmehr immer eine gewisse Zurückhaltung und Menschenscheu überwinden, wenn er mit einem Koffer voller Traktate und Bibeln in die Fischerhütten trat. Seine Schriften verschenkte er und schloß dann oft ein persönliches Zeugnis an, in dem er gern die Frage an sein Gegenüber stellte: »Hast du Frieden mit Gott?« Obwohl er Finne war, haperte es mit der finnischen Sprache zunächst sehr bei ihm. In seinem Elternhaus waren Russisch, Deutsch und Französisch die beherrschenden Sprachen gewesen. Auch Schwedisch ging einigermaßen. Nun aber ruhte er nicht eher, bis er auch des Finnischen mächtig war. Es war die Liebe Christi, die ihn dazu drang.

Sprachlich leichter hatte er es, wenn er mit den Offizieren und Matrosen der russischen Marine, deren Schiffe in der Umgebung von Monrepos stationiert waren, ins Gespräch kam. Viele staunten darüber, daß ein Angehöriger der hohen Aristokratie als schlichter Bibelbote und Traktateverteiler auftrat.

Waren die Sommermonate der 90er Jahre mit der geschilderten Art von Mission ausgefüllt, so war Paul Nicolay in der Zeit, die er in Petersburg verbrachte, auch kein fauler und unnützer Knecht. Er machte Besuche in Krankenhäusern, führte mit Droschkenkut-

schern Glaubensgespräche, half im deutschen Christlichen Verein junger Männer mit, hielt Vorträge in deutschen und finnischen Enthaltensamkeitsvereinen und war ein gern gesehener und gehörter Zeuge seines Herrn in den Versammlungen im Palais der Fürstin Lieven.

Es muß noch seine bis zum Jahre 1905 dauernde Tätigkeit in den stets überfüllten russischen Gefängnissen erwähnt werden. Darin hatte er als Vorbild und Anreger den in Deutschland geborenen, in England wohnhaften und in aller Welt umherreisenden Dr. Friedrich Wilhelm Baedeker, einen Jünger Jesu mit weitherziger Allianzgesinnung.

Baedeker hatte zum erstenmal im Jahre 1875 im Auftrag der Britischen Bibelgesellschaft Gefängnisse in Rußland besucht. Von den russischen Behörden war ihm etwas später ein Dokument ausgestellt worden, das ihm überall den Eintritt in die Strafanstalten ermöglichte. Durch ihn war Nicolay mit dem im russischen Gefängniswesen herrschenden Elend bekanntgemacht worden. Auch die Bewunderung für Mathilda Wredes Werk in Finnland hatte sein Herz für die Gefangenen aufschließen helfen. Gern diente der Baron Dr. Baedeker, der die russische Sprache nicht beherrschte, als Dolmetscher beim Bibelverbreiten und Zeugnisgeben. Er machte jedoch auch allein Rundreisen zu Gefängnissen im europäischen Teil Rußlands, aber auch bis nach Sibirien hinein.

Spektakuläre, sichtbare Ergebnisse gab es bei solchen Reisen nicht zu sehen. Doch schon das erfreute und ermutigte den Boten der Liebe Christi, wenn Gefangene russischer, estnischer, lettischer, finnischer oder anderer Nationalität mit Tränen in den Augen Bibeln in ihrer Muttersprache empfangen und ans Herz drückten. Nicolay war gewiß, daß er im Himmel sehen würde, wie manche seiner unscheinbaren irdischen Aussaaten ewige Frucht gebracht hatten.

Paul war persönlich nicht allzu anspruchsvoll. Aber etwas verwöhnt war er als Aristokrat schon, was Wohnung und Essen betraf. Nun mußte er auf seinen Reisen oft in abscheulichen, unsauberen Gasthäusern unterkommen, wo das Einschlafen nur schlecht gelingen wollte. Und die endlosen Eisenbahnfahrten in Abteilen mit verbrauchter Luft, der unergründliche Schmutz der Straßen, auf denen sich schlechte, ungepflegte Pferdedroschken

vorwärtsquälten – das alles war wirklich keine ungetrübte Freude. Aber nichts davon konnte Paul Nicolay von seinen Evangeliumsfahrten zurückhalten.

Seine Gesundheit war sein Leben hindurch nicht die beste. Grippeanfalle kamen sehr häufig vor, und die Malaria suchte ihn mehr als einmal heim. Da ihm, dem wohlhabenden Aristokraten, reiche Mittel zur Verfügung standen, konnte er sich öfter Erholungsreisen und Kuren in westeuropäischen Ländern erlauben. Doch plagten ihn manchmal Gewissensbisse, ob es recht sei, soviel Geld für den vergänglichen Erdenleib auszugeben. 1894 finden wir ihn z. B. im bayerischen Wörishofen, wo Pfarrer Sebastian Kneipp, der Schöpfer des Wasserheilverfahrens, noch lebte. Öfter suchte er die Schweiz auf, um in der dortigen herrlichen Bergluft zu erstarken, so z. B. in Adelboden im Berner Oberland. Wichtig war ihm immer der geistliche Austausch und die Förderung des inneren Menschen. Solches fand er unter anderem in zwei christlichen Heimen: bei Samuel Zeller in Männedorf am Zürichsee und bei Pfarrer Otto Stockmayer im thurgauischen Hauptwil.

Das Jahr 1899 kam heran. Aus einer Tagebucheintragung klingt uns eine menschliche Enttäuschung entgegen, mit der Paul in dieser Zeit fertig werden mußte: »Ich habe mich wie die meisten Menschen mit einer schönen Hoffnung getragen. Aber Gott hat mir die Erfüllung derselben nicht gewährt.« Es war wohl der Traum von Ehe und fraulicher Liebe, der auch ihm nicht fremd blieb. Doch er wollte nicht lange wehmütig zurückschauen. Sein Entschluß lautete: »Es soll fortan nur noch die Verherrlichung Gottes in Selbstaufopferung und Zeugnis meines Lebens Ziel sein.« 1899 wurde das Jahr seines Ausscheidens aus dem Staatsdienst. Vor ihm leuchtete die Aufgabe auf, welche die entscheidende und prägende seines weiteren Lebens sein sollte: der missionarische und seelsorgerliche Dienst an Studenten, vor allem den russischen, aber auch weltweit.

### *Mit vieren fing es an*

Schon im Frühling 1899 hatte Paul Nicolay – Pavel Nicolajewitsch hieß es übrigens in russischer Sprache – die erste Berührung mit

der neu sich für ihn anbahnenden Arbeit. Da traf er nämlich in Helsingfors mit zwei Männern zusammen, die schon länger in der Studentenmission tätig waren. Der eine war der schon damals weltbekannte Amerikaner Dr. John Mott, der sich in aller Welt für die Sache Christi unter den jungen Akademikern einsetzte, der andere der schwedische Studentenführer Dr. Carl Fries. Es drängte John Mott, von Finnland aus nach Rußland vorzustößen, und er wollte von Nicolay wissen, wie dieser die Chancen dafür beurteilte. Die Antwort lautete: »Wir können Ihnen keine Versammlungen versprechen. Aber Rußland ist, wie jemand mal gesagt hat, das Land unbegrenzter Möglichkeiten, und es lohnt sich wohl, einen Versuch zu wagen. Kommen Sie und sehen Sie selber, was sich tun läßt! Wir wollen indessen weiter über der Sache beten.«

Nicolay war von John Mott, der eine ungemein willensstarke, vorwärtsdrängende Persönlichkeit war, sehr beeindruckt. Sein Urteil über ihn lautete: »Ein Mann von starkem Glauben, zielbewußt und ruhig.« Er stellte sich Mott gern als Adjutant, Fremdenführer und Dolmetscher zur Verfügung, als dieser tatsächlich nach Petersburg weiterreiste. Dort konnte er zunächst nur in einigen sehr kleinen Kreisen Studenten erreichen. Die Fürstin Natalie Lieven stellte ihm ihr Palais für eine größere, allgemeine Versammlung zur Verfügung. Während Mott darin für die Studentensache warb, stieg bei seinem Dolmetscher Nicolay die Frage auf, ob wohl jemand anwesend sei, der hier leitende Verantwortung übernehmen könne. Er schaute sich um, aber niemand schien ihm recht geeignet. Er erschrak nicht wenig, als die Frage sich auf einmal auf ihn ganz persönlich zuspitzte: »Sollst du hier nicht selber zupacken, anstatt nach andern Ausschau zu halten?«

Immer weniger konnte er beim Nachdenken der Antwort ausweichen: »Hier bin ich, sende mich!« Es war ihm dabei klar, daß er mit dieser seiner Bereitschaft keinen leichten und bequemen Weg einschlagen würde. Von den russischen Studenten, die zum großen Teil unter erbarmungswürdigen sozialen Umständen leben mußten, waren viele verbittert, für revolutionäre, umstürzlerische Ideen offen und mit dem offiziellen, engherzigen Christentum der orthodoxen Staatskirche völlig zerfallen. Wer sich religiös gab, war in ihren Augen in jeder Hinsicht hoffnungslos reaktionär.

Pavel Nicolajewitsch machte sich ans Werk. Er rief den damaligen Sekretär der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung, Heinrich Witt, der später für die Liebenzeller Mission nach China ging und den Karl Heim ablöste, nach Petersburg. Witt traf gerade ein, als dem Baron der Abschied aus dem Staatsdienst bewilligt worden war. Er sprach zu deutschen Studenten. Vier von diesen fanden sich am 18. November 1899 im Hause des deutschen Buchhändlers Grote ein und gründeten den ersten studentischen Bibelkreis in dem unendlich großen und weiten Zarenreich.

Als eine rein deutsche, winzig kleine Gruppe trat also die christliche Studentenbewegung in Rußland ins Dasein. Nicolay schrieb in sein Tagebuch: »Wir erwarten, daß Gott uns Schritt für Schritt leiten wird, und uns ist die Bedeutung dieses kleinen Anfangs wohl bewußt, da sich bekanntlich aus einem Senfkorn ein großer Baum entwickeln kann. Darum ist es so wichtig, auf rechtem Grunde zu beginnen!«

Über Senfkorngröße ist das Werk in nächster Zeit nicht hinausgewachsen. Es gab viele Widerstände zu überwinden, u. a. in der lutherischen Pastorenschaft. Diese witterte sektiererische, anti-kirchliche Tendenzen in dem neuen Unternehmen. Nur ganz allmählich glaubte man Nicolay, wenn er wieder und wieder betonte: »Wir sind nicht für und gegen die Kirche, sondern nur für Gott und gegen die Sünde.« Die Gruppe in Petersburg mußte zunächst als Zweig der Arbeit des deutschen Christlichen Vereins junger Männer geführt werden. Über eine Besucherzahl von drei bis vier Studenten kam man bis ins zweite Jahr kaum hinaus. Da wollte unserm Baron schon je und dann der Mut entfallen.

Eine große Glaubensstärkung in dieser schwierigen Anfangszeit war es für Nicolay, als er im Lauf des Jahres 1900 an verschiedenen Studentenkonferenzen in Finnland, Deutschland und Frankreich teilnehmen konnte. Die deutsche fand im August in Eisenach statt. Dort traf er u. a. mit dem Grafen Eduard von Pückler zusammen, der in der deutschen Studentenbewegung eine führende Rolle spielte. Auch Baron Jasper von Oertzen aus Hamburg, der im CVJM eifrig tätig war und zu den Vätern der deutschen Gemeinschaftsbewegung (Gnadauer Verband) zählt, lernte er kennen. Er berichtete über den bescheidenen Anfang der

studentischen Arbeit in Rußland und warb dafür Beter und auch Männer, die zu einer Reise nach Petersburg und zur Mithilfe dort bereit waren.

Von Eisenach reiste der Baron nach Blankenburg weiter und nahm an der dortigen Allianzkonferenz teil. Schließlich fuhr er noch zum Ausruhen in die Schweiz, wo er dem ehrwürdigen Gründer und Leiter der China-Inland-Mission, Hudson Taylor, begegnete.

### *Wachsende Studentenarbeit*

Mit der Zeit kam es in Petersburg vor, daß zu besonderen Veranstaltungen, zu denen auswärtige Redner eingeladen waren, 40–50 Besucher erschienen. Im Jahre 1902 begann dann ein erfreulicher Aufschwung. Zum erstenmal tauchten Studenten auf, die der russisch-orthodoxen Kirche angehörten. Bisher hatte man sich nur an Evangelische gewandt, die fast alle Deutschstämmige waren. Eine russische Bibelstunde entstand, die alle 14 Tage abgehalten wurde. Als die Zahl der russischen Studenten weiter zunahm, wechselte man bald ganz zu deren Sprache über, derer die Deutschen auch mächtig waren. Es kam zu klaren Bekehrungen, aus denen eine geistliche Kerntruppe erwuchs, auf die wirklich Verlaß war in der Mitarbeit und im Gebet.

In Diskussionsabenden suchte man Fernstehende zu erreichen. Sein klares Ziel verlor Nicolay dabei nie aus den Augen: »Unser Zweck bei allen Versammlungen ist, Seelen zu Christo und zu einer gründlichen Bekehrung zu bringen.« Um dieser Aufgabe nachzukommen, nahm er sich auch immer wieder Zeit zur persönlichen Seelsorge. Es war kein Einzelfall, wenn nach einer Begegnung mit Nicolay ein Student bekannte: »Ich lebte ohne Gott. Das Dasein hatte für mich jeglichen Wert verloren, und ich wollte es schon von mir werfen. Nun aber habe ich Gott gefunden.« Die Reaktion Nicolays lautete: »Solch ein begabter, tatkräftiger, freundlicher junger Mann! Und dieses Leben wäre beinahe weggeworfen worden! Welche Freude, ihn nun gerettet und glücklich zu sehen!«

Die Kerngruppe entschieden gläubiger Studenten wuchs, wenn auch immer wieder Anfälle von Verzagtheit, besonders in seinen

häufigen Krankheitszeiten, den Baron heimsuchten. Das Jahr 1903 brachte eine hoffnungsvolle Erweiterung der Arbeit. Weibliche Studenten, »Kursistki« genannt, traten in die Reihen ein. Gewiß kümmerten sich gläubige, eifrige Frauen um diese ihre Geschlechtsgenossinnen, aber auch hier trug Paul Nicolay die Hauptverantwortung.

Wer in den inneren Kreis, sei es bei den Männern oder bei den Frauen, aufgenommen werden wollte, mußte die 1905 entstandene Bekenntnisgrundlage der Russischen Christlichen Studentenvereinigung unterschreiben, die folgenden Wortlaut hatte: »Auf der Grundlage des Evangeliums glaube ich an den Herrn Jesus Christus als den Sohn Gottes, habe eine innere Erneuerung erfahren, mich dem Herrn ausgeliefert und weiß, daß er mich angenommen hat.« Ein ähnliches, kürzer oder länger formuliertes Bekenntnis, das der Kern der »tätigen Mitglieder« ablegt, kennen auch andere Reichgotteswerke, z. B. der Jugendbund für unterschiedenes Christentum (EC).

Nicolays treuester Freund und Mitarbeiter in der Petersburger Arbeit hieß Alexander Maksimowskij. Er war in leitender Stellung im Strafvollzug tätig und allseits als gütiger und gerechter Beamter bekannt und geachtet. Aber gerade er war es, auf den eine fanatische Studentin, die damit den verhaßten zaristischen Staat treffen wollte, 1907 ein Attentat verübte. Er wurde in seinem Büro erschossen. Im Sterben betete er noch für die Mörderin. Der Verlust dieses Freundes war für Nicolay ein tiefer Schmerz, zugleich aber ein neuer Ansporn zu hingebungsvoller Arbeit.

Die eben erwähnte grausame Bluttat war um so sinnloser, als damals die Regierung des Zaren Nikolaus II. politisch eine etwas duldsamere Haltung einzunehmen begonnen hatte. 1905 war es vor allem in Petersburg von seiten der unterdrückten Massen der Bauern und Arbeiter zu blutigen Unruhen gekommen. Man spricht von der ersten russischen Revolution. Es war eine Verfassung mit einigen demokratischen Hoffnungsschimmern eingeführt worden (die aber später in der Praxis weithin nicht angewandt wurde). Jedenfalls profitierte von der liberaleren Politik des Ministerpräsidenten Witte eine Zeitlang auch die christliche erweckliche Studentenarbeit. Öfter sprachen jetzt ausländische Evangelisten und andere Redner in Studentenversammlungen,

und Baron Nicolay mit seiner glänzenden Sprachbegabung konnte sich mannigfach als Dolmetscher bewähren.

Wenn er in seinen Bibelgruppen mit Neulingen zu tun hatte, dann fing er meist mit dem Markusevangelium an. Im Jahre 1906 gab er ein kleines Büchlein über dieses Evangelium heraus. Es war sehr schlicht gehalten und bestand vor allem aus Fragen und Antworten. Die Studenten, denen sich die Welt der biblischen Botschaft anfangsweise zu öffnen begann, brachten ja keine oder nur spärliche Voraussetzungen zum Bibelstudium mit.

### *Das Jahrzehnt der Erweckung*

1907 dehnte sich die Studentenarbeit nach Moskau aus, das damals im Rang hinter der Reichshauptstadt Petersburg zurückstand. Hier wurde eine Studentin eine besonders eifrige Mitarbeiterin. Es hieß von ihr, daß sie wie eine Löwin für Christus focht. 1910 griff die Bewegung nach Kiew in der Ukraine über. Nicolay berichtete in einem Brief: »Ich sprach zweimal vor 500 Studenten und Studentinnen über die Gottheit Christi und ein anderes Mal über die Frage: ›Wie wird Christus in unserm Leben zur praktischen Wirklichkeit?‹ Der Erfolg dieses 14tägigen Aufenthalts waren eine weibliche Gruppe von zehn und zwei männliche Gruppen von fünf oder sechs zuverlässigen Mitgliedern, nachdem die Spreu abgefallen ist. Gott half uns gnädig, die rechten Leiter zu finden, die er anscheinend schon vorbereitet hatte. Ich muß sagen, die Frucht ist dürftig, aber der erste Anfang soll wohl klein sein.«

Das nächste Ziel war Odessa am Schwarzen Meer. Dort fand Nicolay – so seine eigenen Worte – »ein Völker- und Bekenntnisgemisch sondergleichen« vor. Er machte aber mutmachende Erfahrungen: »Der Herr hat den Weg bereitet, die Türen geöffnet und Hindernisse fortgeräumt. Ich habe es mit meinen Augen gesehen, wie er voranging und seine Sache selber führte.«

Die mehr liberale Ära nach dem Toleranzedikt vom Jahre 1905 neigte sich nach sechs, sieben Jahren schon wieder ihrem Ende zu. Für die Russische Christliche Studentenvereinigung waren von Nicolay, der dabei von John Mott beraten wurde, Statuten ausgearbeitet worden, die dem Innenministerium zur Bestätigung



vorlagen. Ihre Annahme hätte der Arbeit einen anerkannten Rechtsstatus verliehen, doch vor allem einflußreiche Kreise der orthodoxen Kirche wühlten dagegen. Das eingereichte Schriftstück verschwand für Jahre in dem Aktenhaufen des Ministeriums. Als es gegen Ende des Jahres 1917 wieder ausgegraben wurde und tatsächlich noch eine Bestätigung der Statuten erfolgte, war der Zarenthron schon gestürzt. Nach einer erneuten kurzen Epoche relativer Freiheit begann dann die Unterdrückung aller Religion in Rußland durch den atheistischen Kommunismus.

Aber zurück zum Januar 1912! Nicolay berichtete nach Finnland: »In Moskau ist die Arbeit sehr ernstlich bedroht, weil die Geistlichkeit dort mehr Macht hat als anderswo. Wir wollten 10 000 Einladungen zu Versammlungen unter Studenten verteilen. Die Polizei ließ es aber nicht zu. Es ist so ermüdend, immer in Ungewißheit zu schweben und sich mit allen Sorten von Behörden herumzuschlagen.« Doch dann bricht ein glaubens- und hoffnungsvoller Ton durch: »Dann wieder kommt einem der Gedanke, daß man sich ja gar nicht zu beunruhigen braucht; denn der Herr wird seine Sache sicher nicht im Stich lassen, sondern sie siegreich durch alles hindurchbringen, wie er die Israeliten aus Ägypten mit starker Hand und mächtigem Arm führte, obgleich die Aussichten dort so hoffnungslos wie möglich waren. Doch bin ich sehr, sehr dankbar für die Fürbitte meiner Freunde, die mich unterstützt.«

Es sei ein ganz konkretes Beispiel gebracht, wie gehässig und verlogen der Kampf gerade von der orthodoxen Geistlichkeit gegen Nicolay und die christlich-missionarische Studentenbewegung geführt wurde. Ein bekannter Professor in Kiew ließ in einem kirchlichen Blatt einen Schmähartikel los, der mit den Worten schloß: »Wenn man die Zerstörung von Staat und Kirche wünscht, so wird die christliche Studentenbewegung dabei von allergrößtem Nutzen sein.«

Trotz aller Widerstände und Schwierigkeiten, die sich der von Nicolay begonnenen Arbeit entgegenstellten, darf man aber ohne Übertreibung sagen, daß das Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg das Jahrzehnt der Erweckung unter den russischen Studenten gewesen ist. In Moskau kam es vor, daß die Räume, in denen Studentenversammlungen stattfanden, so gedrängt voll waren,

daß es schon zum Programm gehörte, daß vier oder fünf Teilnehmer in der stickigen Luft ohnmächtig wurden und hinausgetragen werden mußten.

Paul Nicolay hat einen eifrigen Briefwechsel mit dem amerikanischen Generalsekretär des Weltverbandes christlicher Studenten, John Mott, geführt. Und John Mott, der gerade auch Rußland ins Herz geschlossen hatte, hat immer wieder die Studenten in aller Welt aufgefordert, für dieses Land und Gottes Werk darin zu beten. Wie hoch der Baron die Macht solcher Gebete einschätzte, zeigt sein folgender Bericht über eine Versammlung, zu der sich 500 Studenten drängten:

»Es lag etwas in der Luft, was mich geradezu in die Höhe hob und die Zuhörerschaft aufmerksamer machte als sonst, etwas, das 60 Studenten und 75 Studentinnen veranlaßte, ihre Anschrift zu geben und damit ihren Wunsch zu bekunden, daß man sie weiter einladen soll. Ich kann mir das Ganze nur als Frucht des Gebets-tages erklären, der in der ganzen Welt für das arme, dunkle Rußland gehalten worden ist. John Mott hatte sehr recht, als er uns anregte, in den Gebetstagen und unmittelbar darauf besondere Versammlungen abzuhalten. In Petersburg vereinigten sich auch eine große Anzahl von Studenten am Gebetstag, und der Erfolg war gut.«

Wir besitzen aus der Feder der bekannten Liederdichterin und Schriftstellerin Hedwig von Redern eine längst vergriffene Biographie über Baron Paul von Nicolay. Lassen wir sie zu dem eben angeschnittenen Thema zu Worte kommen: »Ja, Tausende von Gebeten stiegen für das ›arme, dunkle Rußland‹ auf. Helfende Hände streckten sich nach Rußlands Jugend aus, um ihr in ihrem heißen Ringen nach religiösem und moralischem Erwachen beizustehen, und die russische christliche Studentenbewegung begann, obwohl ihr die Regierung die rechtliche Anerkennung versagte, sich als ein Faktor bemerkbar zu machen, der im allgemeinen Gewissen der Studentenwelt mitsprach. So standen die Dinge, als der Erste Weltkrieg ausbrach. Was bis dahin geschehen war, ist als Frucht des Werkes zu betrachten, das Paul Nicolay 15 Jahre zuvor in Furcht und Zittern begonnen hat.«

Dieses »mit Furcht und Zittern« hat unsern Baron nie verlassen. Er ist nie ein Routinier der Reichgottesarbeit geworden. Er blieb ein Mensch, der immer wieder seine Unwürdigkeit und

Schwachheit betonte, ja oft meinte, er stünde dem Werk Gottes eher im Wege, als daß er es fördere. Aber gerade weil er ein so demütiger Mann war, ist ihm eine große Frucht und Ernte zuteil geworden. Von dieser war z. B. in einem Nachruf an seinem Grabe die Rede, den eine enge Mitarbeiterin hielt:

»Durch unsern Freund haben Hunderte von verzweifelten, verlorenen, suchenden Seelen den Weg zu einem lebendigen Glauben an Gott gefunden. Sie haben sich in glückliche Menschen verwandelt, welche die Verwirklichung des Ideals und die Kraft, ein besseres Leben zu führen, in der Vereinigung Christlicher Studenten fanden. Baron Nicolay ist der Urheber einer neuen Epoche im religiösen Leben Rußlands. Die Studentenbewegung hat Rußland christliche Lehrer geschenkt, die imstande sind, auf die innersten Fragen Antwort zu geben; Ärzte, die den Krankheiten der Seele nicht hilflos gegenüberstehen; gebildete Arbeiter, die es lernten, ihre Pflicht treu und ehrlich zu Gottes Ehre und zum Wohl der Menschen zu tun.«

### *Hedwig von Redern schildert den Baron*

Damit uns die Erscheinung, das Wirken und der Einfluß von Paul Nicolay recht plastisch vor Augen tritt, geben wir einer lebendigen Schilderung Hedwig von Rederns Raum:

»Pavel Nicolajewitsch (Paul Nicolay) ist der Name, bei dessen Nennung unzählige Augen aufleuchten, auch jetzt noch in der Erinnerung. Wie vielen hat er doch nicht nur die rettende Hand gereicht, um sie vom Abgrund zurückzureißen, sondern hat ihnen geholfen, einen neuen Weg einzuschlagen und mit festem Grund unter den Füßen ein neues Leben zu beginnen!

Viele Studenten erinnern sich daran, wie er die Versammlung zu beginnen pflegte, indem er erst die einzelnen in seiner ruhigen, freundlichen Art begrüßte, sie nach ihrer Gesundheit und ihrer Arbeit fragte, die Entmutigten durch ein freundliches Wort aufrichtete oder auch einmal einen feinen Scherz machte. Eine Versammlung ohne ihn schien leer und farblos, selbst wenn er nicht dran war, die Ansprache zu halten.

Erhob er sich aber, um zu sprechen, so drangen seine Worte trotz allem Mangel an systematischer Anordnung tiefer als die der

meisten geübten Redner. Er wandte sich nie an das Gefühl der Zuhörer, verstand es aber immer, ihren Willen und ihr Gewissen zu packen.

Und dann bei den Konferenzen! Wer konnte den Herbstabend vergessen, als 90 Studenten in Wiborg, der Bahnstation des Familiengutes Monrepos, den Zug verließen und gleich Pavel Nicolajewitschs freundlich strahlendes Angesicht erblickten, wie er, die Mütze schwenkend, ihnen den Willkommensgruß entbot? Er sorgte dafür, daß man richtig nach Monrepos hinauskam. Er hatte an Laternen gedacht, mit denen alle versehen wurden, um ihre Wege in die Quartiere zu finden. Seine Liebe und Fürsorge machte sich bis in die kleinsten Einzelheiten hinein fühlbar. Und wie schön waren nicht nur die Konferenzstunden und der geistliche Teil, sondern auch die Spaziergänge in den Wäldern für alle, die aus engen Wohnungen und ungesunder Stadtluft kamen! Sie erhielten Blumen, Milch, Honig, lauter unbekannte, ihnen fast paradiesisch erscheinende Genüsse.

Baron Nicolay bewaffnete sich dann wohl mit Tannenzapfen, bewarf die vor ihm Schreitenden, und bald gab's eine regelrechte Schlacht: harmloses Lachen und gesunde Freude!

War er in Petersburg, so durften alle zu ihm kommen, oder er besuchte sie und teilte redlich ihre Sorgen und Entbehrungen. Nie dachte er daran, sich Ruhe zu gönnen, wenn er sie auch noch so nötig gebraucht hätte. Er erzählt selber, wie er einmal getrieben wurde, sich nach einem Studenten umzusehen, den er dann in trostlosem Zustand fand und den er überreden konnte, sich völlig Gott auszuliefern. Er suchte den undisziplinierten, von Gefühlen hin und her gerissenen Studenten stramme Selbstzucht einzuimpfen und ihnen den Wert stetiger, ruhiger Arbeit klarzumachen.

Auch in den äußeren Dingen wurde Nicolay zu Rate gezogen und in Anspruch genommen. Als sein eigenes ›Hauptquartier‹ – das recht bescheiden anmutete – eingerichtet wurde, besorgte er alle Möbel und sorgte dafür, daß das Sofa groß genug wäre, daß unter Umständen (und die traten öfter ein) zwei obdachlose Studenten darauf die Nacht kampieren könnten. Einmal wurde ihm ein kranker Student gebracht, den sein Kommilitone nicht im eigenen öden, erbärmlichen und kalten Quartier allein lassen mochte. Nicolay schickte ihn zum Arzt, brachte ihn ins Hotel und sorgte väterlich für ihn. Einen andern, einen jungen Mann aus

dem Kaukasus, besuchte er täglich bis zu dessen Tod im Krankenhaus. Er folgte dann seinem Sarg zu einem entfernten Kirchhof in wirklicher Trauer um sein Scheiden.

Und dann hatte Paul Nicolay noch ein Mittel, mit dem er besonders denen half, denen sonst nicht zu helfen war: er betete für sie. Das Gebet nahm einen großen Raum in seiner Studentenarbeit ein, und er forderte oft seine Freunde auf, ihm in diesem Gebetskampf beizustehen. Fast alle seine Briefe, in denen er die Namen des einen oder andern erwähnte, endeten mit einer Aufforderung zur Fürbitte. Einer, um den er lange sich sorgte und der auch der Bewegung den Rücken gekehrt hatte, fing schließlich an, sich wieder nach christlicher Gemeinschaft zu sehnen. Nicolay schrieb: »Gott sei gelobt! Diese Erfahrung sollte uns ermutigen, weiter treu im Gebet für ihn einzustehen.«

Viele haben seine Geduld bewundert, mit der er es immer wieder bei diesem und jenem versuchte. Dadurch wurde er den russischen Studenten zum Vorbild der Treue und Ausdauer. Ihn konnte nichts verletzen oder aus dem Sattel heben; denn er arbeitete für Gott und nicht für Menschen.« Soweit Hedwig von Redern.

### *Marzinkowskij – einer von den geistlichen Söhnen*

In dem auf Seite 105 zitierten Nachruf auf Nicolay fand sich der Satz: »Die Studentenbewegung hat Rußland christliche Lehrer geschenkt, die imstande sind, auf die innersten Fragen Antwort zu geben.« Einer von diesen Lehrern, die Nicolay für den Herrn gewann, war Wladimir Filimonowitsch Marzinkowskij, der später sein geistlicher Nachfolger wurde. Er wurde im Jahre 1903 von einem Mitsudenten in Nicolays Kreis in Petersburg eingeladen. Lassen wir ihn selber erzählen, wie es ihm erging:

»Die Versammlung hatte noch nicht begonnen. Die Studenten trinken Tee. Einige stehen dabei, mehrere führen einen eifrigen Streit. Unter ihnen sind Universitätsstudenten, Verkehrsstudenten, Techniker, Polytechniker. Händeklatschen: Es wird gebeten, das Teetrinken zu beenden. Wir treten ins Nebenzimmer. Die Studenten – etwa dreißig an der Zahl – setzen sich im Kreise. In der Mitte der Leiter, Pavel Nicolajewitsch, ein Mann um Vierzig,

von mittlerem Wuchs, hager, glatt rasiert mit einem Backenbart. Er hat ein so schlichtes und vertrauenerweckendes Gesicht.

›Laßt uns mit einem kurzen Gebet beginnen, Freunde!‹

Alle stehen auf.

Zum ersten Mal höre ich ein so einfaches, freies Gebet zu Gott: daß er uns alle segnen und durch sein Wort erleuchten möge! Ich fühle, daß es kein Formgebet ist, sondern etwas Natürliches, wie ein Atmen, und dabei empfinde ich die unsichtbare Anwesenheit von irgend jemand. – Wir setzen uns. Nach einer kurzen Einleitung liest der Leiter das Gleichnis vom verlorenen Sohn. Er liest mit solcher Inbrunst, erklärt so lebendig, so ganz neu – und ich fühle, daß von mir die Rede ist, von jedem einzelnen unter uns. Das bin ich, der ferne vom Vater irrt, sich von Trebern nährt und vor Hunger zu sterben droht. Und die Hauptsache: ich entdecke am Evangelium eine neue Seite. Bisher habe ich es als die unerbittliche Lehre von einer Pflicht verstanden, die ich nicht erfüllen konnte: du mußt! du mußt! Jetzt klang aus der Tiefe eine freundliche, ermutigende Stimme des Vaters: ›Du darfst! Komm, wie du bist! Ich gebe dir ein weißes Kleid und einen Ring, der voller Schönheit glänzt. Ich liebe dich, um deinetwillen bin ich gekommen.‹

Wie wenn eine Tür aus Dunkel und Kälte in einen hohen Saal aufgetan wäre, wo es froh und licht ist . . . ich ging nach Hause, voll von neuen Gedanken und Hoffnungen.«

So schildert Marzinkowskij, der spätere Professor, seine erste Begegnung mit Nicolay. Er schreibt weiter: »Ich bin glücklich, ihm begegnet zu sein. Mit seiner Persönlichkeit ist die beste Seite meiner Studentenzeit verbunden, der bedeutendste Einfluß auf mein Leben, die größte Freude, von der ich heute noch lebe.«

Es folgte auf jene erste Begegnung der beiden Männer nicht gleich ein ganzer und fröhlicher Glaubensweg des jungen Studenten Marzinkowskij. Es stellten sich bei ihm vielmehr noch einmal mancherlei Zweifel ein. Er nahm dann an einer kleinen Studentenkonferenz mit Nicolay in Kiew teil. Etwa 25 Teilnehmer trafen sich. Dort kam es zu einem hilfreichen seelsorgerlichen Gespräch, über das Marzinkowskij folgendermaßen berichtet:

›Auf einem stillen Weg durch den Park redete mich Nicolay an: ›Nun sagen Sie, mein Freund, zu welchem Resultat sind Sie am Schluß des Jahres gekommen?‹ – ›Ach, ich bin noch nicht

weit . . . Manchmal scheint es, als glaubte ich an nichts. < – > Sagen Sie, sind Sie bereit, sich an Gott zu wenden? Christus hat doch gesagt: ‚Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen.‘ < – > Ja, aber wie kann ich mich bei allen Zweifeln dorthin wenden? Ich bin nicht einmal überzeugt, daß Christus eine geschichtliche Persönlichkeit ist. < – > Zweifel hindern nicht. Wenn er da ist und Sie ruft, sind Sie bereit, ihm zu folgen? Wollen wir uns doch lieber direkt an ihn wenden, anstatt uns den Zweifeln und einer ewigen Selbstanalyse hinzugeben!<

Und nun beteten wir miteinander. Ich fühlte, daß ich einen einzigartigen Augenblick durchlebte, der niemals wiederkehren würde: Jetzt oder nie! Laut wandte ich mich an den Vater im Namen des Sohnes, indem ich mein Bedürfnis nach einem Erlöser bekannte und den Wunsch aussprach, ihm mit Hilfe seiner Kraft zu folgen. Eine tiefe, unerklärliche Stille der Ewigkeit und eine unsagbare Freude erfüllte meine Seele. Pavel Nicolajewitsch hatte mich über die Schwelle des Glaubens geführt.«

Marzinkowskij war nach Abschluß seines Studiums sechs Jahre als Lehrer an einem Gymnasium in der Provinz tätig. Er versuchte, seinen Schülern den lebendigen Herrn zu bezeugen. Dann folgte er einem Ruf seines väterlichen Freundes und Seelsorgers, vollzeitlich der Studentenbewegung zu dienen. Damit gab er seine Beamtenstellung auf, die im alten Rußland besonders begehrt war. Das war im Jahre 1913, ein Jahr bevor der Erste Weltkrieg ausbrach. Marzinkowskij hat also nicht mehr lange in der Friedenszeit seine Aufgabe unter den Studenten, an die er sein Herz hingab wie sein geistlicher Vater, durchführen können. Er blieb in bewegter Zeit ein Jahrzehnt lang als Generalsekretär der Russischen Christlichen Studentenvereinigung der geistliche Erbe und Nachfolger Nicolays.

Zugleich war er Professor für Ethik an der Universität Samara an der Wolga (heute: Kuibyschew) und bewährte sich in den Revolutionswirren nach dem Kriege als Bekenner Jesu Christi. Dieses sein Amt als Ethikprofessor trat er erst zwei Jahre nach der Revolution von 1917 im Todesjahr Nicolays an. Die zur Herrschaft gelangten atheistischen russischen Kommunisten duldeten sein klares und tapferes Christuszeugnis nicht lange. Er wurde 1923 erst verhaftet und dann des Landes verwiesen.

Er, der ähnlich sprachbegabt war wie Nicolay, hat noch viele

Jahre gelebt und ist erst 1971 heimgegangen. Er ist nach Palästina ausgewandert und hat dort vor und nach der Gründung des Staates Israel viele Vorträge und Bibelstunden in Arabisch und Ivrit, dem modernen Hebräisch, gehalten. Beide Sprachen beherrschte er perfekt. Als das zunehmende Alter ihm das Sprechen in großen Versammlungen unmöglich machte, band er sich einen Traktatkasten um, stellte sich an eine Straßenecke und verteilte Schriften, die in verschiedenen Sprachen gedruckt waren. Auch deutsche waren darunter. Er hatte eine merkwürdige Begabung und Sicherheit zu erkennen, welcher Sprachwelt der jeweils Vorübergehende angehörte.

Marzinkowskij war einer von jenen zahlreichen russischen Intellektuellen, die Nicolay von ihren echten, oft aber auch nur vorgetäuschten Zweifeln zur bewußten Hingabe des ganzen Lebens an Christus gerufen und geführt hat. Wer bereit wurde, Willen und Verstand unter den Gehorsam Christi zu beugen, bei dem erledigten sich Zweifel oft merkwürdig schnell. Den zum Glauben Gekommenen schärfte der Baron immer wieder ein: »Jeder Christ ein Missionar!« Auch diesen Ruf nahmen ihm – wie Marzinkowskij – viele ab und haben ihn praktiziert – oft bis in Verfolgung und Leiden hinein.

Es sei noch ein anderer geistlicher Sohn Nicolays erwähnt, den viele in unserer Zeit noch kennengelernt haben. Das war der Mathematikprofessor Theophil Schlarb, ein Rußlanddeutscher, dessen Weg zuletzt nach Marburg an der Lahn führte. Dort sammelte er Woche für Woche Studenten und auch ältere Akademiker in seiner Wohnung um die Bibel, deren unverkürzte Botschaft er einst aus Nicolays Mund gehört und angenommen hatte. Ja, es war keine spärliche Ernte, die aus der Wirksamkeit des finnisch-russischen Edelmannes Paul Nicolay erwachsen ist. Es leuchtete durch seinen Dienst viel Licht im Osten auf.

### *Über Rußland hinaus*

Unsere Darstellung hat gezeigt, daß der größte Teil von Paul Nicolays Lebenszeit und Lebenskraft Rußland gehört hat. Liebe- und verehrungsvoll sprachen die russischen Studenten von ihrem Pavel Nicolajewitsch. Wie oft ist er aber auch in Finnland, seiner



eigentlichen Heimat, gewesen! Finnland war zwar zu jener Zeit ein Bestandteil des Zarenreiches, blieb sich aber seiner nationalen, sprachlichen und kulturellen Eigenständigkeit stets bewußt und kämpfte für diese, bis es sich Ende 1917 für selbständig erklärte und 1919 eine republikanische Verfassung erhielt.

Nicolay war finnischer Baron und besaß in dem Familiengut Monrepos ein riesiges Besitztum in seinem Heimatland. Er war Mitglied des finnischen Parlaments und knüpfte mit immer mehr finnischen gläubigen Familien enge und herzliche Kontakte. Die finnischen christlichen Studenten brachten ihm sehr viel Liebe und Vertrauen entgegen. An ihren Konferenzen nahm er oft und gerne teil. Hören wir wieder Hedwig von Redern: »Man übertrug ihm meist die erste und letzte Rede, aber er war außerdem die treibende und belebende Kraft des Ganzen, weil er solche Tagungen mit viel Gebet vorbereitete und immer wieder die bekehrten Studenten an ihre Verantwortung für ihre noch suchenden Kameraden erinnerte. Einen Vergleich brachte er gerne und oft wieder, nämlich den, daß Gott nicht wolle, daß die Christen wie Schwämme wären, die nur immer das Lebenswasser in sich aufsaugen, die Heiligung und geistliche Vertiefung für sich selber begehren, aber nie daran denken weiterzugeben, was sie von Gott empfangen haben.«

Die an landschaftlich schönen Orten durchgeführten finnischen Sommerkonferenzen waren Nicolay immer eine Erquickung. Wenn der Zug, je weiter er sich der Station des Ortes näherte, wo die Konferenz stattfand, sich auch mehr und mehr mit weißen Studentenmützen füllte, leuchtete sein Gesicht vor Freude. Nichts schien an solchen Tagen richtig zu gehen, ehe er nicht dabei war und sein Wort dazu gesagt hatte. Nur seine graue Sportmütze im Gedränge zu erblicken, gab den jungen Leuten das Gefühl, zu Hause zu sein. Denn er war da, der für alles sorgte, Äußeres und Inneres. Trotz seines bescheidenen, fast schüchternen Auftretens war er der Mittelpunkt der Konferenz. Wenn er sprach, traf er oft aller Gewissen, ohne daß er sich eine Stellung über den andern anmaßte: »Euer und mein Verhältnis zu Jesus muß durch und durch echt sein!«

Es war bei der letzten solcher Konferenzen, die Paul Nicolay in Finnland erlebte. Da wurde einer der Teilnehmer gefragt, welcher von den Rednern ihm am besten gefallen habe. Die Antwort

lautete: »Baron Nicolay. Man kann nicht anders als glauben, was er sagt.«

Wie in Rußland, so bemühte sich unser Baron auch in Finnland darum, unter den Studenten, welche die Kreise besuchten und an den Konferenzen teilnahmen, einen festen Kreis derer zu schaffen, die in ganzer Verbindlichkeit sich mit für die Studentenarbeit verantwortlich wußten. Es war ihm ganz besonders wichtig, solche Mitarbeiter immer wieder an die Notwendigkeit der »Stillen Zeit« zu erinnern, in der sie – am besten zu morgendlicher Stunde – beim Gebet und über der Bibel mit ihrem Herrn allein waren.

Nicolay war alles andere als ein gelehrter Theologe. Er war auch kein Mann, der an kirchlicher Form, Organisation oder Liturgie sonderlich interessiert war. Und doch hat er stark in die finnische lutherische Kirche hineingewirkt und helfen dürfen, deren Pastoren geistlich zu beeinflussen und zu prägen. Er wurde einige Male zu Pastorenkonferenzen eingeladen, auf denen seine gründliche Bibelkenntnis, seine reiche Erfahrung und sein bescheidenes Auftreten Respekt und Bewunderung erweckten.

Nicolay, der Pionier der christlichen Studentenarbeit in Rußland und Finnland, war auch im Christlichen Studenten-Weltbund einer der führenden und überall geschätzten Mitarbeiter. Mit dem Gründer des Weltbundes, John Mott, war er herzlich verbunden. Er hat ihm viele Briefe geschrieben und ihn an den Problemen und Segnungen seiner Arbeit teilhaben lassen. Die letzten Zeilen dieser langjährigen Korrespondenz wurden am 29. September 1919 verfaßt, und zwar in dem schon öfter erwähnten Monrepos. Nur eine Woche später ging der Schreiber heim.

Rußland hatte damals die ersten Erfahrungen mit der bolschewistischen Herrschaft hinter sich. Die Zukunft sah – menschlich gesprochen – für alles christliche Leben und auch für die christliche Studentenarbeit düster aus. Nicolay schreibt: »Der gegenwärtige Zustand vollkommener Anarchie macht alle Adressen unzuverlässig. Ich weiß nicht, ob die Bolschewiken unsere Geschäftsstelle aufgelöst haben oder nicht. Es sind so viele Metzereien in Kiew gewesen, daß ich nicht weiß, welcher von unsern Freunden noch am Leben ist. Was die Tätigkeit der verschiedenen Kreise betrifft, so läßt sich diese Frage nicht beantworten. Auch von Konferenzen, Veröffentlichungen durch Druck usw. kann jetzt keine Rede sein. Aber das wissen wir, daß in verschiedenen Teilen

Rußlands eine religiöse Erweckung im Gange ist, daß unsere zerstreuten Mitglieder in verschiedenen Städten überfüllte Versammlungen halten.

Sie sehen, lieber Mr. Mott, daß ich in diesem Jahr nur sehr mageren Bericht senden kann. Aber das Königreich Christi ist ein unzerstörbares, ewiges Reich.«

In seinen ausführlichen Briefen an John Mott die Jahre hindurch konnte Nicolay von manchem Sieg und Fortschritt in der Studentenarbeit berichten. Er tat das immer so, daß nie die Ehre auf den Schreiber fiel, sondern auf den Herrn, der mit schwachen und oft untüchtigen Werkzeugen, zu denen Nicolay sich zählte, sein Reich baut.

Pavel Nicolajewitsch hat John Mott und andern Führern aus der weltweiten Studentenbewegung nicht nur Briefe geschrieben, er hat sie bei Sitzungen und Konferenzen oft persönlich gesehen. Er vertrat seine beiden Heimatländer, Rußland und Finnland, bei manch einer internationalen Zusammenkunft. Immer wieder erscheint sein Name in den Rednerlisten, und er war trotz seiner stillen und zurückgezogenen Art einer der geistlich einflußreichsten Männer. Seine Sprachbegabung, die ihn mühelos deutsch, französisch, englisch, russisch und schwedisch sprechen ließ, schloß ihm viele Türen beim Dolmetschen und bei persönlichen Kontakten auf. Einige seiner Vorträge, die besonders durchschlagend waren, wurden hinterher in verschiedenen Sprachen gedruckt. Eine besonders weite Verbreitung fand das Heft: »Kann ein gebildeter, denkender Mensch an die Gottheit Christi glauben?«

Reisen, wie sie Nicolays Teilnahme an der internationalen Studentenarbeit mit sich brachten, waren für ihn ein Teil des Opferdienstes, den er seinem himmlischen König darzubringen hatte. Seine ihn immer wieder heimsuchende körperliche Schwäche machte das viele Unterwegssein für ihn oft mühselig. Aber zugleich war Reisen für ihn auch immer wieder Freude und Vorrecht. Er stimmte durchaus dem Vers des Dichters Joseph von Eichendorff zu: »Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt.« Wenn er aber wieder einmal in gedrückter und anfechtungsvoller Stimmung sich befand, dann zitierte er wohl den englischen Ausspruch: »One must bleed to bless (Man muß bluten, um Segen zu bringen).«

Nennen wir noch einige Städte und Länder, die den Besuch und Dienst unseres Barons gesehen haben: Paris, Oxford, Dänemark, Holland, Konstantinopel, Skandinavien, Japan, USA, die Schweiz, Deutschland, die Länder des Balkans. Eine kanadische Mitarbeiterin, die Nicolay noch kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges auf einer Konferenz für slawische Studenten erlebte, gibt als ihren Eindruck von seiner Persönlichkeit wieder: »Seine Freundlichkeit machte einen tiefen Eindruck auf die slawischen Studenten. Es war der Friede, der diesem Diener Christi aufgeprägt war, sowie sein ruhiges Vertrauen in Gott, das ihn bei allen so beliebt machte.«

### *»Monrepos« – meine Ruhe*

Monrepos, der Name des riesigen Gutes und Landbesitzes der Familie Nicolay in der Nähe der finnischen Stadt Wiborg, ist dem Französischen entnommen und heißt auf deutsch: »Meine Ruhe«. Viele Arbeiter, Pächter, Dienstboten, Äcker, Wiesen und Viehbestände gehörten dazu. Die Besitzer einer solchen Masse Land waren sehr reich. Mittendrin lag das wundervolle Schloß mit einem überaus sehenswerten Park. Doch war das Zimmer, das Nicolay bewohnte, wenn er sich in Monrepos aufhielt, überaus schlicht und anspruchslos. Es war weit mehr als der biblische Zehnte, den Baron Paul, der letzte männliche Sproß der Familie, aus seinem Vermögen und seinen Einnahmen der Arbeit im Reich Gottes zur Verfügung stellte.

An dem Ort, der »Meine Ruhe« hieß, hat sich Paul Nicolay oft ausgeruht von seinen vielen Reisen und Diensten. Solche Ruhepausen bestanden manchmal auch in Krankheitszeiten von kürzerer oder längerer Dauer. Im Jahre 1907 rechnete man sogar sehr ernstlich mit seinem Heimgang. Sein Leib ist auch tatsächlich in Monrepos zur letzten irdischen Ruhe gebettet worden, aber erst zwölf Jahre später.

Mit dem Jahre 1917 fand die Reisetätigkeit des Barons nahezu ihr Ende. In diesem vorletzten Jahr des Ersten Weltkrieges wurden die Verhältnisse in Osteuropa immer gefährvoller und unruhiger. Die Finnen sagten sich vom zaristischen Staat los. Dieser versank in die blutigen Wirren der bolschewistischen

Oktoberrevolution. Das ganze Jahr 1917 hindurch war – sowohl in Rußland wie in Finnland – voller Kämpfe zwischen den bolschewistischen und den antibolschewistischen Streitkräften, zwischen den »Roten« und »Weißen«. In einer solchen Zeit war an Reisen nicht mehr viel zu denken.

Die zur Freiheit drängenden Finnen ließen im Sommer 1917 alle Büsten und Statuen im Park von Monrepos, die an die kaiserliche russische Zeit erinnerten, stürzen oder entfernen. Aber es geschah noch viel Schrecklicheres: etwa 30 zaristische Offiziere wurden von meuternden russischen Soldaten ermordet. Als diese im Schloß Monrepos nach weiteren Opfern suchten, hätten sie in ihrer fanatischen Wut beinahe auch Baron Nicolay ergriffen und aufgehängt. Ein schlichter russischer Arbeiter vom Gut trat ihnen entgegen und stellte nachdrücklich und mit beredten Worten die Güte seines Herrn heraus, so daß sie von ihm abließen. Sonst wurden gerade an den Reichen und Adligen viele scheußliche Verbrechen verübt.

So unruhig die Zeiten waren – Paul Nicolay ließ sich nicht davon abhalten, ihm noch mögliche Dienste der Verkündigung des Evangeliums und der Sammlung und Stärkung der Gläubigen zu tun. In Kirchengemeinden in und um Wiborg waren kleine Kreise entstanden, die man mit den deutschen landeskirchlichen Gemeinschaften vergleichen kann. Diese suchte Nicolay in großer Treue auf. Dabei hatte er oft dunkle, unsichere Waldwege zurückzulegen.

Am 24. Januar 1918 sehen wir ihn noch einmal in Petersburg, über dessen Bevölkerung in den Revolutionsmonaten unerhörte Leiden gekommen waren. Er predigte über das Wort aus Offenbarung 21,5: »Siehe, ich mache alles neu.« Es war seine letzte Botschaft an das russische Volk, das er so geliebt und unter dem er so lange gearbeitet hatte.

Wir können und wollen die schrecklichen Ereignisse des Jahres 1918 nicht im einzelnen schildern. Die Lage war äußerst verworren und unübersichtlich: Russen gegen Finnen, Finnen gegen Russen, Rote gegen Weiße, Weiße gegen Rote. In Nicolays Tagebuch finden sich die Sätze: »Ein schreckliches Jahr! Revolution, Bürgerkrieg, Hungersnot, und doch hat Gott in jeder Weise für uns gesorgt, und es hat uns an nichts gemangelt. Ich bitte ihn, auch im kommenden Jahr mit uns zu sein und einen besseren

Christen aus mir zu machen.« Das war und blieb das innerste Sehnen unseres Bruders: ein besserer Christ zu werden, dem Herrn noch besser zur Verfügung zu stehen. Er schreibt: »Was auch kommen mag, ich sehe meine Hauptpflicht darin, Gott weiterhin still zu vertrauen. Dann ist alles in Ordnung, und selbst ein gewaltsamer Tod könnte mich nicht aus dem Frieden vertreiben.«

Im Frühling 1919 stellte der Arzt bei Paul Nicolay eine solche Herzschwäche fest, daß er ihm jedes öffentliche Reden verbot. Ganz hielt sich der Unermüdlige aber nicht daran. Eine weitere Krankheit diagnostizierte der Doktor als Paratyphus, hielt sie aber nach einigen Wochen für überwunden. Doch heftige Asthmaanfänge schwächten bedenklich den Körper. Der dritte und letzte in der Nacht vom 5. zum 6. Oktober 1919 führte das irdische Ende herbei.

Dieses war nach den trostvollen Worten eines engen Freundes von Pavel Nicolajewitsch in einem Beileidsbrief an dessen Schwestern »eine Berufung zu höherem Dienst«. Zum Besitztum Monrepos gehörte eine kleine Insel, der Ludwigstein. Dort waren viele von Nicolays Ahnen beigesetzt. Dort fand auch sein Leib die letzte irdische Ruhestätte. In den Grabstein wurden die Worte gemeißelt: »Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn.« Hedwig von Redern, des Barons Biographin, konnte die friedvolle Stätte im August 1924 aufsuchen. Sie gibt in ihrem Bericht darüber eine frühere Tagebucheintragung des Vollendeten wieder, in der er den Seinen Trost zu spenden sucht für die Stunde seines Abscheidens: »Sie sollen daran denken, daß ich meine irdische Hülle abgeworfen habe und meine befreite Seele in die Gegenwart Jesu Christi hinübergangen ist.«

# Mathilda Wrede

## 1864–1928

### *Schatten in einer sonnigen Welt*

»Engel der Gefangenen« – so hat man Mathilda Wrede genannt, die Tochter des finnischen Barons Karl Gustav von Wrede. Als sie am 14. März 1864 auf dem Familiengut Rabbelugn zur Welt kam, da war sie, die ihr Leben lang am Land und Volk der Finnen mit leidenschaftlicher Liebe hing, eine russische Untertanin; denn bis zum Ende des Zarenreiches 1917 stand ihre Heimat unter russischer Oberherrschaft.

Mathilda war im zartesten Kindesalter und lag noch in der Wiege, als ihr die Mutter durch den Tod genommen wurde. Liebevoll kümmerte sich ihre älteste Schwester, die 17 Jahre zählte, um sie, die das jüngste von neun Geschwistern war. Das Landleben war ihr eine große Freude. Da der Vater Gouverneur des finnischen Bezirks Wasa war und der Gouverneurspalast in der gleichnamigen Hauptstadt (am Bottnischen Meerbusen) lag, waren die Aufenthalte auf dem Lande allerdings zeitlich begrenzt. Wenn man in Rabbelugn weilte, war es selbstverständlich, daß Mathilda mit den Kindern der Bauern die Dorfschule besuchte und dasselbe bescheidene Frühstück mitbekam, das auch die andern aßen. Mit Wonne beteiligte sie sich an den Spielen der Dorfkinder, die sie mit ihrer schnellen Auffassungsgabe jedoch geistig weit überragte.

Von klein an waren Tiere Mathildas Freunde. Mit leblosen Geschöpfen wie Puppen vermochte sie wenig anzufangen. Hunde, Katzen und vor allem Pferde – das war ihr Lieblingsumgang. Mit den Mitschülerinnen in einer Privatschule, zu der auch ein Mädchenpensionat gehörte, die sie eine Reihe von Jahren besuchte, bekam sie keinen besonders herzlichen Kontakt. Deren Interessen und die ihrigen stimmten oft nicht überein. Sie hatte sich in ihrem Zimmer einen kleinen »Tierpark« eingerichtet, zu dem ein Eichhörnchen, eine Katze, einige Salamander und noch anderes Getier zählten. Ihnen gehörte ihr Herz und ihre freie Zeit. Die andern Mädchen hatten mehr die Mode oder auch schon die

jungen Männer, vor allem wenn sie als Seekadetten eine schmucke Uniform trugen, im Kopf. Dafür konnte sie sich nun wiederum nicht erwärmen.

Im großen und ganzen war es sowohl auf dem Lande in Rabbelugn wie in der Stadt Wasa eine fröhliche Unbeschwertheit, in der Mathildas Kindheits- und Jugendjahre dahingingen. Einige Male drängte sich allerdings ein Schatten in ihre sonnige Welt hinein, der ihr Herz frösteln ließ. Sowohl in Rabbelugn wie in Wasa wurden gelegentlich anfallende Arbeiten – etwa das Spalten von Brennholz für den Winter oder das Umgraben des Bodens – von Gefangenen ausgeführt. Das waren meist sehr düster und unfroh dreinblickende Gestalten. Die Männer kamen morgens und gingen abends unter strenger Bewachung. Sie wählten und taten ihre Arbeit nicht freiwillig und gegen Verdienst, sondern mußten sie zwangsweise verrichten. Ihr Anblick schnitt der kleinen Gouverneurstochter durchs Herz.

Starr vor Schrecken war Mathilda, als sie einmal in einer Gasse von Wasa mit ansehen mußte, wie ein Schmied einem Mann, der zwischen zwei Gefangenenwärtern stand, eiserne Fesseln um Hände und Füße legte. Gar keine rechte Freude wollte in ihr aufkommen, als ihr der Vater, der sehr an seinem jüngsten Kinde hing, nach der Rückkehr aus dem Pensionat ein wunderschönes Jungmädchenzimmer im Gouverneurspalast als Geschenk präsentierte. Die Möbel waren nämlich von Gefangenen, wiederum in Zwangsarbeit, angefertigt worden. Was hatte die dunkle Welt, in der diese Männer leben mußten, mit derjenigen der verwöhnten jungen Baronesse zu tun? Die Kluft, die zwischen beiden sich auftat, bedrückte das Mädchen. Noch nicht als festumrissener Auftrag, aber als eine unbestimmte Sehnsucht stieg in der Seele der Achtzehnjährigen die Frage auf: Läßt sich diese Kluft ausfüllen, kann man darüber eine Brücke spannen?

*Wieder einmal Johannes 3,16!*

Ja, 18 Jahre alt war Mathilda Wrede inzwischen geworden. Da nahm ihr Leben eine entscheidende Wende. Gott hat das finnische Volk und Land immer wieder mit Zeichen seines Gnadenwirkens, mit geistgewirkten Erweckungen beschenkt. Deren Werkzeuge



ren oft unstudierte Leute, Laienprediger, deren Zeugnis von der Liebe Gottes in Jesus Christus in die Herzen und Gewissen drang. Solch ein Mann kam auch nach Wasa. Die von ihm gehaltenen Versammlungen waren außerordentlich gut besucht und wurden in Stadt und Umgebung zum Tagesgespräch. Auch Mathilda, die in ihrem Gewissen etwas von der Kluft zwischen dem heiligen Gott und den unheiligen Menschen zu spüren begonnen hatte, zog es dorthin.

An einem Abend, an dem sie mit ihrem Vater und einer Schwester eine gesellschaftliche Veranstaltung besuchen wollte, hörte sie vorher eine Ansprache des Laienpredigers. Diese beschäftigte sich mit einem Bibelvers, der einer der bekanntesten in der Heiligen Schrift ist: »Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben« (Joh. 3,16). Die hier bezeugte göttliche Liebe, die den ewigen Sohn, Jesus Christus, zum Opfer für unsere Sünden gab, gewann Mathilda Wrede in dieser Stunde das Herz ab. Ihr wurde beglückend bewußt: In der Hinopferung Jesu Christi ist es geschehen, daß die von ihr so niederdrückend empfundene Kluft zwischen Gott und Mensch mit Gottes eigenem Herzen ausgefüllt worden ist.

Hinterher begab sich die junge Baronesse zu den Teilnehmern der festlichen Gesellschaft, zu der ja auch sie geladen war. Man wollte – mehr ironisch als ernsthaft – von ihr wissen, was denn der Laienprediger seinen Hörern zum Besten gegeben habe. Da konnte sie nicht anders, als aus einem übervollen Herzen, während ihr die hellen Tränen über die Wangen liefen, in beredten Worten davon berichten, wie Gottes Liebe in Jesus ihr Herz angerührt habe. Als sie jedoch merkte, daß die Gäste von ihrem Zeugnis überrascht und etwas peinlich berührt waren, brach sie ab und ging zu ihrem Vater, der in einem anstoßenden Raum mit einigen andern Herrn beim Tee saß. Dieser sah das tiefbewegte Gesicht seiner Tochter und fragte beunruhigt, ob sie krank sei.

Die ungewöhnliche Antwort lautete: »Nein. Krank bin ich allerdings gewesen, aber ich glaube, ich werde jetzt ganz gesund werden.« Mathilda bat dann den Vater, sie nach Hause zu begleiten. Auf dem Heimweg sagte sie ihm, sie stehe an einem entscheidenden Wendepunkt ihres Lebens. Im Gouverneurshaus begab sie sich sofort in ihr Zimmer, während der Vater in die

Gesellschaft zurückkehrte. In dunkler, einsamer Nachtstunde wandte sie sich im Gebet an den Gott, der durch den Mund jenes schlichten Laienpredigers so herzandringend zu ihr gesprochen hatte. Ihm übergab sie ihr Leben, und diese Hingabe sollte fürs ganze Leben, ohne Bedingungen und Vorbehalte, gelten. Eine tiefe friedvolle Gewißheit senkte sich in ihr Herz, daß sie wirklich von Gott als sein Kind angenommen sei.

Als sie am nächsten Morgen erwachte, hätte sie vor lauter Glück die ganze Welt umarmen können. Sie begnügte sich aber damit, das in jubelnder Freude bei ihrem Vater zu tun. Im Verlauf des Tages kam es dann zu einem kleinen Vorkommnis, das entscheidende Bedeutung für Mathilda gewann. Das große Erleben des Vorabends und der Nacht hatte darüber entschieden, wem fortan ihr Leben gehörte, welchem Herrn sie folgen und dienen wollte. Was sich bald anschloß, wies auf den Platz hin, den Gott für seine Jüngerin Mathilda Wrede zum Dienst ausersehen hatte. Es trat der Auftrag an sie heran, der fortan ihr Leben bestimmen sollte.

Das Schloß an Mathildas Zimmertür bedurfte der Reparatur. Es ging weder auf noch zu. Zur Ausbesserung beorderte Vater Wrede einen Sträfling, der von Beruf Schmied war. Als seine Tochter ihn so arbeiten sah, drängte es sie, ihm ein paar Worte über Gott und ihr großes geistliches Erlebnis zu sagen. Ihr Zeugnis fiel auf einen guten Boden, der Mann sagte: »Ach, gnädiges Fräulein, Sie sollten zu uns in Gefängnis hinauskommen und so mit uns reden. Wir hätten es wohl nötig.«

Eine solche Einladung fiel nun wiederum bei der jungen Baronesse auf guten Boden. Sie versprach einen Besuch am nächsten Sonntag. Als sie aber ihrem Vater von ihrem Vorhaben erzählte, widersetzte sich dieser energisch: »Das kommt nicht in Frage! Du hast im Gefängnis nichts zu suchen!« – »Aber ich muß doch mein Versprechen halten«, konterte die Tochter. Das sah der Vater ein, bestand aber darauf, daß ein Aufseher und ein Wärter sie begleiten müsse. So sah das Gefängnis in Wasa am Sonntag eine ungewöhnliche Besucherin: die noch keine 20 Jahre alte Tochter des Gouverneurs!

Dem ersten Besuch folgten weitere. Die Gefangenen freuten sich darüber. Und Mathilda machte es Freude, andern etwas mitzuteilen von dem Frieden, den ihr Herz gefunden hatte. Aber

der Gedanke kam ihr nicht, daß hier bei den Gefangenen der eigentliche Beruf ihres Lebens liegen könne. Das wurde ihr aber bald klar, und zwar auf eine merkwürdige Weise, die einen Einblick in den Reichtum und die Originalität der Führungen Gottes gewährt.

*Eine ungewöhnliche Erlaubnis für eine Zwanzigjährige!*

Mathilda hatte einem der Gefangenen in Wasa versprochen, an einem bestimmten Tag wiederzukommen. Aber gerade an diesem Tage wurde ihr ein Besuch in Aussicht gestellt, auf den sie nur sehr ungerne verzichtet hätte. So entschied sie sich, den Besuch im Gefängnis aufzuschieben. Aber sie mußte ihn dann doch machen! In der Nacht vor jenem Datum hatte sie einen seltsamen Traum. Sie sah einen Gefangenen in ihre Stube hineinkommen, an dessen Händen und Füßen schwere Eisenketten klirrten. Er blieb mitten im Zimmer stehen und sah die Baronesse mit unsäglich traurigen Augen an. Kamen die Worte aus seinem eigenen Munde oder von anderswo her? Mathilda vernahm sie jedenfalls ganz deutlich: »Tausende von armen, gebundenen Seelen seufzen nach Leben, Freiheit und Frieden. Sag ihnen ein Wort von dem, der sie freimachen kann, solange du noch Zeit dazu hast!«

Die Gestalt verschwand. Mathilda lag wach und unruhig auf ihrem Lager. Sie begann zu grübeln: »Was bedeutete die Erscheinung? Sollte sie dadurch nur an den Besuch, den sie verschieben wollte, erinnert werden? Oder ging es um mehr? Sollte ihr hier als Auftrag nahegebracht werden, sich ganz dem Dienst an Gefangenen zu widmen? Aber war sie nicht viel zu jung für eine solche Aufgabe? Und war nicht ihre zarte Gesundheit ein weiterer Hinderungsgrund?« Sie griff zur Bibel und fing an, darin zu blättern. Auf welche Stelle fiel ihr Blick als erste?

»Ach, Herr, Herr, ich taue nicht zu predigen; denn ich bin zu jung. Der Herr aber sprach zu mir: Sage nicht: ›Ich bin zu jung‹; sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende, und predigen, was ich dich heiße« (Jer. 1, 6–8).

War das nicht eine klare Antwort auf Mathildas inneres Fragen? Sie bat Gott aber noch um eine weitere Bestätigung und schlug die Bibel an einer andern Stelle auf. Es sei hier vermerkt, daß es sonst

gar nicht ihre Gewohnheit war, die Bibel auf diese Weise zu befragen, wenn sie in einer Entscheidungsfrage Klarheit suchte. Sie war auch weit davon entfernt, eine solche Art des Umgangs mit der Bibel allgemein zu empfehlen. In dem jetzigen besonderen Fall aber hatte sie die innere Gewißheit, es so machen zu dürfen.

Auf welche Verse wurde nun ihr Auge gelenkt? Es waren die Worte aus Hesekeil 3,9–11: »Ja, ich habe deine Stirn so hart wie einen Diamanten gemacht, der härter ist als ein Kieselstein. Darum fürchte dich nicht, entsetze dich auch nicht vor ihnen; denn sie sind ein Haus des Widerspruchs. Und er sprach zu mir: Du Menschenkind, alle meine Worte, die ich dir sage, die fasse mit dem Herzen und nimm sie zu Ohren! Und gehe hin zu den Gefangenen deines Volkes und verkündige ihnen und sprich zu ihnen: So spricht der Herr.«

Damit war die Entscheidung über Mathildas weiteres Leben gefallen! Dieses gehörte fortan den »Gefangenen ihres Volkes«. Am nächsten Tag machte sie den Besuch im Gefängnis, den aufzuschieben sie im Sinne gehabt hatte, und er wurde zu einem Wendepunkt im Leben des Besuchten. Natürlich hatte das junge Mädchen noch keine Ahnung davon, in welche Weiten und zu welchen Höhen und Tiefen ihr Dienst sie führen würde.

Ein Jahr später schien es, als ob der neu übernommene Auftrag schon sein Ende finden sollte. Mathildas Vater gab sein Amt als Gouverneur des Wasa-Bezirktes auf. Die Familie siedelte aus der Stadt, dessen Gefängnis sich der Tochter geöffnet hatte, auf das Landgut Rabbelugn über. Nur noch mit eifrig geschriebenen Briefen konnte der Kontakt mit Mathildas vielen »Freunden« fortgesetzt werden. Aber das war ungenügend. Da führte die Behandlung eines bösen Zahnleidens die Baronesse in die finnische Hauptstadt Helsingfors (heute: Helsinki). Ein Trupp Gefangener wurde unter Bewachung durch die Straßen geführt. Mathilda sah ihnen zu. Neu stand es bei ihr fest: »Solchen Leuten muß ich die Botschaft von der Liebe Gottes in Christus und von der Freiheit, zu welcher der Sohn Gottes die an ihn Glaubenden befreit, bringen!« Sie faßte einen kühnen Plan, den ihr der Oberstaatsanwalt Grotenfelt, der über alle Gefängnisse in Finnland die oberste Aufsicht hatte, erfüllen sollte.

Sie suchte den hohen Herrn auf, stellte sich als die Tochter des früheren Gouverneurs von Wasa vor und erkühnte sich zu der

Bitte: »Erlauben Sie mir, daß ich sämtliche Gefängnisse und Strafanstalten in Finnland besuchen darf! Wie ein Freund möchte ich auf die Gefangenen geistlich einwirken.« Der Oberstaatsanwalt hörte sie freundlich an und wollte wissen, wie denn ihr Vater über die von ihr vorgetragene Sache denke. Mathilda gestand, daß er von ihrem weitreichenden Plan noch nichts wisse. Er werde aber bestimmt nicht dagegen sein, sie hätte ja mit seinem Einverständnis schon ein Jahr lang das Gefängnis in Wasa besuchen können.

Dann erkundigte sich Grotenfelt nach Mathildas Alter. Als er erfuhr, daß dieses nicht mehr als 20 Jahre betrug, runzelte er bedenklich seine Stirn und meinte: »Nicht gerade ein hohes Alter!« Darauf seine Besucherin: »Gewiß, aber dieser Fehler verbessert sich ja mit den Jahren von selbst.« Und nun wieder Grotenfelt: »Gerade aufgrund Ihrer Jugend bin ich geneigt, Ihren Wunsch zu erfüllen. Wären Sie älter, hätte ich mehr Bedenken; denn Sie verlangen ja nichts Geringses. Aber ich nehme an, daß Sie in zwei Monaten Ihre Gefängnisbesuche leid sind und lieber dahin gehen, wohin es Zwanzigjährige im allgemeinen mehr hinzieht, zu Bällen und andern Vergnügungen. Ich gebe Ihnen die erbetene Erlaubnis, Sie werden sie ja nicht lange benützen.«

Mit großer Freude hielt Mathilda die schriftlich erteilte Genehmigung in ihren Händen, daß sie die Gefängnisse in Helsingfors, Abo, Tavastehus und Villmannstrand jederzeit besuchen dürfe. In diesen Städten vor allem befanden sich Finnlands Gefängnisse, eins oder mehrere. Empfehlungsschreiben an die dortigen Direktoren waren beigelegt. In der ganzen Welt konnte es kein Dokument geben, das die zwanzigjährige Baronesse von Wrede als wichtiger und bedeutsamer angesehen hätte! Oberstaatsanwalt Grotenfelt irrte sich gründlich: Aus den wenigen Monaten, die er dem, was er für eine jugendlich-unbedachte Marotte hielt, voraussagte, wurde ein Menschenalter, gefüllt mit einem hingebungs- und opfervollen Dienst an Gestrauchelten, Entwurzelten, Gefangenen und Verbannten.

Aus Mathilda Wredes gesegnetem, unermüdlichem Einsatz, zu dem die Liebe Christi sie drang, können wir nur diese und jene einzelne Episode herausgreifen. Begleiten wir sie zunächst in das damals größte Gefängnis Finnlands: nach Kakola in Abo, der zweitgrößten Stadt des Landes. Abo ist der schwedische Name für das finnische Turku (am Bottnischen Meerbusen gelegen). Turku-Abo hatte und hat einen beträchtlichen Anteil von schwedischer Bevölkerung.

Es war am Karfreitag, als das schlanke, zarte zwanzigjährige Mädchen vor den schweren, düsteren Toren des wie eine feindliche, uneinnehmbare Festung anzuschauenden Gefängnisses stand. In ihrem Herzen glühte die Liebe dessen, der sterbend am Kreuz die Welt erlöst und die Menschen mit Gott versöhnt hat. Von dessen Liebe an diesem Ort den dort Lebenden – oft nur Vegetierenden – Zeugnis geben: nichts kam für Mathilda dieser Aufgabe gleich.

Sie durfte in der Gefängniskirche zu allen Gefangenen sprechen. Sie war zwar der Geburt und der Gesinnung nach Finnin, aber die finnische Sprache kannte sie zunächst nur mangelhaft. Die sozial Höhergestellten und die Gebildeten, zu denen sie ja gehörte, sprachen meist schwedisch. Ihr Herz klopfte fast zum Zerspringen, als sie nun finnisch zu reden begann. Doch sie wurde immer ruhiger. Es machte ihr auf einmal nichts mehr aus, sich in einer Sprache auszudrücken, die sie bisher kaum gebraucht hatte. Ihr war es, als ob ein anderer ihr die Worte in den Mund legte und durch sie redete. Ihre Botschaft rief unter den Eingekerkerten, darunter vielen Lebenslänglichen, eine große Herzensbewegung hervor. Viele weinten.

Aber nicht nur eine Predigt für alle hielt das junge Mädchen. Sie betrat auch die Einzelzellen. Es war ihr wie ein Geschenk von oben, daß sie, die zwar eine natürliche Menschenfreundlichkeit besaß, jetzt mit einem tiefen Mitgefühl, einer echten Liebe diesen Ärmsten der Armen gegenüberstehen durfte. Sie versuchte – wie auch später immer wieder –, bei Menschen, denen alles Edle, Geistige und Geistliche völlig fremd zu sein schien, in unbekannte Herzensregionen vorzustößen, wo vielleicht doch noch ein Sehnen und Dürsten nach Höherem, nach wahren Leben, letztlich

nach Gott entdeckt werden konnte. Und immer wieder hatte sie bei solchem Suchen und Graben Erfolg, erlebte sie – so ist es besser ausgedrückt – göttliche Frucht.

Mathilda verschmähte es, auch zu Männern, die grausige Verbrechen begangen hatten, einen Wärter zum Schutz mitzunehmen. Solches wurde ihr immer wieder von den Gefängnisdirektoren angeboten. Aber sie ging auch zu vierschrotigen, wilden Burschen, die sie mit ihren Fäusten fast hätten zerdrücken können, allein, im Vertrauen zu dem, der gesagt hat: »Ich bin bei euch alle Tage.« Nie wurde ihr ein Haar gekrümmt. In der Nähe dieses engelgleichen, mädchenhaft reinen Gottesgeschöpfes empfanden viele Gefangene um so bedrückender das Böse und Dunkle ihres Wesens und ihrer Taten. Einer sagte in wildem Schmerz: »Wenn ich doch nur einmal in meinem Leben etwas Gutes, und sei es noch so gering, getan hätte! Aber ich kann mich an nichts Derartiges erinnern.«

Diesem Mann half Mathilda auf eine ungewöhnliche Weise, etwas Gutes zu tun. Die Gefangenen – also auch er – bekamen jeden Morgen einen kleinen Krug voll Dünnbier, was sie sehr schätzten. Hören wir Fräulein Wredes Bitte: »Der Hals ist mir hier im Gefängnis ganz trocken geworden. Gönnen Sie mir einen Schluck aus Ihrem Krug!« Was, die Tochter des Wasaer Gouverneurs will aus einem Sträflingskrug trinken? Das ist doch unmöglich! Zu so etwas ist doch diese Erscheinung aus einer ganz andern, vornehmen und verwöhnten Welt nicht bereit und fähig!

Doch Mathilda beharrt darauf. Da reicht ihr der Gefangene vom Wandbord das unappetitliche Gefäß, und sie setzt es an ihre Lippen. Der Mann strahlt. Es ist nur ein kurzes Aufleuchten, aber es ist dagewesen. Der Zugang zum Herzen eines völlig Verbitterten ist gefunden. Nun kann Mathilda ein Zeugnis von dem Heiland Jesus Christus folgen lassen, der die Menschen einlädt, bei ihm das Wasser des ewigen Lebens zu trinken, damit ihr innerstes Dürsten und Sehnen nach Frieden und Freude für immer gestillt wird.

Es war Mathilda in Kakola ein Besuchs- und Sprechzimmer eingeräumt worden. Dorthin konnte zu festen angegebenen Zeiten jeder Gefangene kommen und mit ihr reden. Was wurden da für Bekenntnisse ausgesprochen, für Seelenlasten abgeladen! Einer der Besucher schloß gleich sorgfältig die Tür ab, nachdem er

eingetreten war. Er vergewisserte sich, daß niemand durchs Schlüsselloch hineinschaute. Dann ging er geradewegs auf Mathilda zu, ergriff mit seinen kräftigen Fäusten ihre zarte Hand und fragte mit bebender Stimme: »Ist es wahr, ist es wirklich wahr, daß Gott einen so abscheulichen Sünder, wie ich es bin, retten will?« Keine Frage hörte sie so gern aus dem Munde ihrer eingekerkerten Freunde wie diese. Daran merkte sie, daß ihr Werben um die Seelen nicht vergeblich war. Sie wurde nicht müde, den Mann auf die Liebe des Heilandes am Kreuz und die allgewissesten Verheißungen der Bibel hinzuweisen. Ihr Dankgebet stieg zum Himmel auf, als sie merkte: Mein Freund hat's begriffen und ergriffen!

In Abo-Turku gab es ein altes Schloß, in dem zeitweise auch Gefangene untergebracht waren. Auch dorthin lenkte der »Engel der Gefangenen« seine Schritte. Eines Tages stürzte Mathilda beim Hinaufsteigen auf der steilen, sehr ausgetretenen Treppe und brach sich den Fuß. Sie achtete nicht auf die Schmerzen, sondern hielt die vorgesehene Andacht. Dann stieg sie die vielen Stufen wieder mühselig hinunter und humpelte zu der Droschke, die im Schloßpark auf sie wartete. Sie ließ sich aber nicht zum Arzt fahren, sondern nach Kakola. Dort hatten sich sieben Gefangene zu Gesprächen unter vier Augen mit ihr angemeldet. Sie durfte diese doch nicht enttäuschen!

Endlich wurde sie vom Doktor, der sie tüchtig ausschalt, ins Bett gepackt, das sie mehrere Wochen hindurch hüten mußte. In ihrem Elternhaus Rabbelugn wurde sie vollends gesundgepflegt. Ein Gedanke beschäftigte sie in dieser Zeit beinahe Tag und Nacht: Eine Anzahl Gefangener sollte nach Sibirien deportiert werden. Das war ein furchtbares Reiseziel! Sie hatte diesen versprochen, sie bei ihrem Abtransport ein Stück auf der Bahn bis Wyborg zu begleiten. Wenn sie bis dahin nur rechtzeitig aufstehen und sich bewegen durfte! Zunächst schrieb sie eifrig Briefe an ihre gefangenen Freunde und strickte von morgens bis abends warme, wollene Halstücher und Pulswärmer für die Sibirienfahrer.

Geben wir einem der damaligen Gefangenen das Wort und lassen ihn die Wirkung schildern, die Mathildas Erscheinung und Besuch hinter den dicken Gefängnismauern von Abo hervorbrachte: »Ich erinnere mich deutlich an den Augenblick, wo ich sie zum erstenmal unter der Tür meiner Zelle stehen sah. Es war, als



ströme das Tageslicht herein, als fange der Frühling mitten im öden Winter zu blühen an. In meinem Herzen herrschte auch tiefste Finsternis. Nirgends ein Strahl, nicht ein Funken Licht! Meine Seele war am Erlöschen. Da kam sie und brachte Wärme, Licht und Leben mit. Und linde Frühlingswinde verjagten die schwarzen Wolken, die mich mit dem Tode bedrohten.«

Mathildas Herzenswunsch wurde erfüllt. In den Tagen der Abreise der Deportierten war sie soweit hergestellt, daß sie, noch stark hinkend, mit Hilfe eines Stockes, sich zu ihnen gesellen konnte. Manche der Männer wurden als Kolonisten nach Sibirien geschickt, andere waren für die berüchtigten Gruben zu Nerschisk bestimmt. In Wyborg ließ Mathilda jedem ein großes Korinthenbrot zustecken. Alle waren im dortigen Gefängnis interniert. Als noch einmal ein verspäteter Schneesturm mit beißender Kälte über das Land fegte und im Gefängnis die Wärmeleitung versagte, mußten die Gefangenen jämmerlich frieren. Mathilda besuchte sie in ihren Zellen und erschien dabei ohne ihren wärmenden Mantel. Sie wollte noch einmal ganz am Schicksal ihrer Schutzbefohlenen teilhaben und lieber vor Kälte zittern, als daß sie jemand um ihren wärmenden Mantel beneidete!

Etwa 70 Gefangene sahen noch einmal in ihre Zellen ihr geliebtes »Fräulein Mathilda Wrede« eintreten. Sie wurden von ihr hingewiesen auf die Gnade Gottes in Christus, die auch nach Sibirien reicht! Es gab Abschiedsszenen mit viel Weinen und Schluchzen. Da hinein erfolgte Mathildas Hinweis auf die ewige Heimat bei Gott, die diejenigen erlangen, denen Christus als seinen Gläubigen das Tor zum unverlierbaren Vaterhaus aufschließt.

Einer der Gefangenen rief seiner Wohltäterin mit tränenerstickter Stimme nach: »Lebe wohl, du unseres Vaterlandes geliebte Tochter, du, der einzige wahre Freund der Gefangenen!« Für Mathilda aber stand es erneut unumstößlich fest: »Solange Gott mich am Leben läßt, will ich den Gefangenen, den unglücklichsten Menschen von allen, meine ganze Liebe schenken!«

Am 14. März 1886 wurde auf Gut Rabbelugn Mathildas Geburtstag gefeiert. Im großen Saal war der Kaffeetisch festlich gedeckt. Als man davon aufstand, forderte Baron Wrede seine Tochter zu einem Spaziergang auf. Dieser führte nach einigen Kilometern zu einem größeren leerstehenden Haus, dessen Besitzer kürzlich verstorben war. Als die beiden davorstanden, sagte der Vater: »Geliebte Tochter, hier siehst du mein Geburtstagsgeschenk für dich. Ich lasse es dir für freigelassene Gefangene einrichten und lege die Leitung in deine Hände und die deines Bruders Henrik. Gebe Gott, daß es ein Schutz und eine Rettung für viele deiner unglücklichen Freunde werde!«

Der gute Vater! Mathilda fiel ihm um den Hals. Ein schöneres Geschenk hätte er ihr nicht machen können! Es dauerte noch ein ganzes Jahr, bis alle Vorbereitungen getroffen waren und das Haus, das den Namen Toivola erhielt, eröffnet werden konnte. Es wurde Mathildas Lieblingsaufenthalt, wenn sie sich nicht gerade irgendwo in Finnland auf Reisen zu den Gefängnissen befand. Eine größere Landwirtschaft gehörte dazu. Mathilda mußte leider mehr als einmal eine schmerzliche Erfahrung machen: Es fiel den entlassenen Gefangenen oft schwer, sich an bürgerliche Ordnung und an die notwendige Zucht und Pünktlichkeit bei der Arbeit zu gewöhnen. Es ging nicht anders, als daß dieselbe junge Frau, die bei den Gefangenenbesuchen immer die Liebende und Gebende war, jetzt auch fordernd vor den Männern stehen mußte. Es kam gelegentlich vor, daß diese sogar eine Arbeit als unter ihrer Würde stehend verweigerten. Dann spannte Mathilda selber ein Pferd an oder walzte ein Haferfeld. Meist sahen die Unwilligen bald ihr Fehlverhalten ein und kamen mit der Bitte um Verzeihung zu ihrer Wohltäterin.

Einmal erwachte die Besitzerin von Toivola in einer dunklen Oktobernacht mit dem seltsamen Gefühl, daß dort etwas nicht in Ordnung sei. Zusammen mit ihrem Jagdhund Lord machte sie sich auf den Weg. Nur einen einzigen der Männer traf sie an. Wo waren die andern? Nach einiger Zeit stellten sich zwei weitere ein, total betrunken. Als es Morgen geworden war, sattelte Mathilda den treuen »Stern«, das Pferd ihrer Kindheit, und ritt los, um nach den andern Verschwundenen zu suchen. Sie fand

sie nach und nach alle wieder, alle in demselben beklagenswerten Zustand.

Solche betrüblichen Erfahrungen waren nicht die Regel. Viele der Entlassenen nutzten die Zeit in Toivola und fanden dort in ein normales, diszipliniertes Leben und Arbeiten zurück. Einen solchen Mann wählte Baronesse Wrede eines Tages aus, um sie zu einem entlegenen Postamt zu kutschieren, wo sie einen größeren Geldbetrag abzusenden hatte. Sein Aussehen war nicht gerade sehr vertrauenerweckend. Der Weg führte durch einen tiefen, einsamen Wald. Plötzlich stellte der Kutscher die Frage: »Ist es wahr, daß Sie einen Geldbrief mit viel Geld bei sich haben?« Als er ein »Ja« als Antwort erhielt, wollte er wissen, ob Fräulein Wrede denn keine Angst habe, ausgerechnet mit ihm zu fahren. Sie wisse doch, daß er wegen ein paar lumpiger Geldscheine früher Menschen überfallen und halbtot geschlagen habe.

Mathildas entwaffnende Antwort lautete: »So etwas taten Sie früher einmal, als Sie noch ein schlechter Mensch waren. Aber das sind Sie heute nicht mehr. Sie sind ein anderer geworden, einer, auf den ich mich verlassen kann.« Darauf längeres Schweigen, das durch ein lautes Schluchzen beendet wurde. Und dann die Worte aus dem Munde des einstigen Banditen: »Sie vertraut mir, sie vertraut mir wirklich! Herr Gott, ich will wirklich ein neuer Mensch werden und bleiben, hilf mir!« Mathilda Wrede ist ein leuchtendes, überzeugendes Beispiel für die Kraft des Vertrauens, die Menschen aus Fall und Tiefe emporzuheben vermag.

Auf die Dauer konnte sich Mathilda nicht selber um Toivola kümmern. 1888 bekam sie einen Freifahrschein für alle finnischen Staatsbahnen, und damit dehnte sich das Feld ihrer Tätigkeiten noch weiter aus. Sie besuchte immer mehr nicht nur die Gefängnisse, sondern auch die Familien der Gefangenen, die manchmal weit draußen, in öden Gegenden wohnten. Und wo ihre freigelassenen Freunde eine neue Heimat und ein neues Wirkungsfeld gefunden hatten – das wollte sie gern mit ihren eigenen Augen sehen. So übernahm ihr gleichgesinnter Bruder ganz die Verantwortung für Toivola. Aber ihre unverminderte Anteilnahme galt weiterhin der Stätte, die einmal ihr liebstes Geburtstagsgeschenk gewesen war.

Petersburg war damals die Hauptstadt des Russischen Reiches. Dort fand im Jahre 1890 ein großer Internationaler Kongreß für das Gefängniswesen statt, zu dem sich viele Teilnehmer aus vielen Ländern einfanden. Mathilda Wrede gehörte zu den Delegierten. Es gab viele Vorträge und Diskussionen, verschiedene Sektionen oder Arbeitsgruppen wurden gebildet. Mit besonderem Interesse sah man einem Vortrag des Direktors des französischen Gefängniswesens entgegen. Sein Thema lautete: »Die Behandlung unverbesserlicher Sträflinge.« Er entfaltete eine großartige Beredsamkeit in seiner wohlklingenden Muttersprache.

Der Grundgedanke in seinen Ausführungen war: »Es gibt leider unverbesserliche Verbrecher. Sie gleichen unheilbar Kranken, man muß ihnen gegenüber jede Hoffnung auf eine endgültige Rettung und moralische Heilung aufgeben. Sie bleiben eine beständige Bedrohung der Gesellschaft. Solche Menschen gilt es unschädlich zu machen.« Worin dieses »Unschädlichmachen« bestehen sollte, wurde nicht mit letzter Klarheit dargestellt. Die erste Rednerin, die in der angebotenen Diskussion ums Wort bat, war die damals sechsundzwanzigjährige Mathilda Wrede aus Russisch-Finnland. Ihr Herz war nach dem Gehörten übervoll, sie mußte reden. Sie tat es auf französisch und wurde über dem Sprechen immer sicherer in der ihr sonst wenig geläufigen fremden Sprache.

Alle staunten die immer noch so jugendliche kleine Frau wegen ihres Mutes an. Was bekamen sie zu hören gegenüber dem Pessimismus des hochgestellten Bürokraten? Ein Zeugnis von der rettenden Kraft Gottes, die es einfach nicht erlaubt, einen Menschen aufzugeben: »Es gibt ein Mittel, durch welches jeder Verbrecher ein anderer Mensch werden kann – selbst solche, die unverbesserlich genannt werden. Dieses Mittel ist die Kraft Gottes. Gesetze und Vorschriften können das Herz keines einzigen Verbrechers ändern, aber Gott kann es. Ich bin überzeugt, daß man sich viel mehr als bisher und vor allem mit den Seelen der Gefangenen und mit ihrem geistigen Leben beschäftigen sollte.«

Damit sprach sie den Grundsatz aus, von dem ihre eigene Tätigkeit unter den Gefangenen vom Beginn ihrer Wirksamkeit

an geprägt war. Die Kraft Gottes – damit war das Wort gesagt, auf das ihre Lebensarbeit gegründet war. Gott kann – Christus macht neu! Wie oft hatte sie das Wunder der Wandlung eines Menschenherzens selber erleben dürfen! Nur eine Minderheit der Kongreßteilnehmer verstand und teilte ihre leidenschaftlich bewegt vorgebrachte Auffassung, aber diese freute sich von Herzen über das tapfere Zeugnis.

Im »Winterpalast«, wo der Zar mit seiner Familie und seinen hohen Beamten sich im Winter aufhielt, war ein großer Empfang mit Festessen vorgesehen. Auf der Einladungskarte stand: »Die Damen in großer Toilette«. Solche Feste waren kein bißchen nach dem Geschmack von Mathilda Wrede und widersprachen völlig ihrer schlichten Lebensführung. Daß das Fest auch noch am Sonntag, dem »Tag des Herrn«, stattfand, vermehrte ihren Widerwillen. Sie ging auf das Kongreßbüro und teilte dort mit: »Baronin Wrede ist nicht in der Lage, an dem großen Festmahl im Winterpalais teilzunehmen.« Man bestürmte sie, ihre Weigerung zurückzunehmen. Für sie sei ein Platz in der unmittelbaren Umgebung des Kaisers vorgesehen! Aber Mathilda ließ sich nicht umstimmen.

Sie hatte übrigens von der Eröffnung des Kongresses an das unangenehme Gefühl gehabt, daß sie fortwährend von einem Spion beobachtet und verfolgt würde. Immer wieder erspähte sie einen Mann mit einem sehr wenig ansprechenden Äußeren, der nach ihr Ausschau zu halten schien. Einmal wollte dieser sie in ein Gespräch über die politischen Gefangenen in Finnland verwickeln, was sie ablehnte. Der unangenehme Bursche tauchte aber immer wieder sowohl auf der Straße wie bei den Versammlungen in ihrer Nähe auf. Daß sie im Hause von Oberst Paschkow, der aus Glaubensgründen aus seiner Heimat verbannt worden war, wohnte, daß sie – eine der wenigen Frauen auf dem Kongreß – ihre Ansichten frei und offen aussprach, daß sie die Einladung an den kaiserlichen Tisch abgelehnt hatte, das alles war im damaligen Rußland mehr als genügend, um sie den Behörden verdächtig erscheinen zu lassen.

Andere Konferenzbesucher, welche die Baronin Wrede schätzen gelernt hatten, nahmen den Mann auch wahr, der sich so auffällig in ihre Nähe drängte. Sie rieten ihr, Petersburg so schnell wie möglich heimlich zu verlassen, was sie auch tat. Sie atmete

befreit auf, als sie in ihrem Zugabteil die Kuppen und Türme der Hauptstadt hinter sich verschwinden sah.

Im nächsten Jahr besuchte Mathilda, ohne einen Spion befürchten zu müssen, eine andere europäische Hauptstadt: London. In Verbindung damit ließ sie sich vom Innenminister die Erlaubnis ausstellen, alle Gefängnisse in England besuchen zu dürfen. Sie kehrte auch wirklich in einer Reihe derselben ein und beeindruckte die Insassen durch die Berichte von ihrer Arbeit in Finnland. Sie mußte auch in Privathäusern – vor allem in adligen Kreisen – Versammlungen halten. Unter anderm lernte sie den Evangelisten Radstock kennen, von dessen gesegneter Tätigkeit in Rußland in unserm Buch an anderer Stelle ausgiebig berichtet wird. Mehrere Wochen verbrachte sie im ländlichen Heim von Dr. Friedrich Wilhelm Baedeker, dem sie bei dessen Besuchen in finnischen Gefängnissen höchst eindrucksvoll als Dolmetscherin zur Verfügung gestanden hatte. Auch das kann man andernorts nachlesen.

Die ganze Reise nach England befriedigte Mathilda Wrede ungemein, zehrte aber auch sehr an ihren Kräften. In einem ihrer Briefe nach Hause hieß es: »Ich bin geradezu abschreckend mager geworden . . . Ich sehne mich sehr danach, heimzukommen und meine Seele über alle meine Lieben – Freie und Gefangene – ausströmen zu lassen. Vielleicht muß mein Leib zerbrochen werden, damit das geschehen kann. Aber was tut das, wenn nur andere dadurch geistlichen Segen erhalten!«

### *Irgendwo im finnischen Ödland*

Was ließe sich noch alles erzählen aus den vielen Jahren, in denen Mathilda Wrede ihr Leben in liebender Hingabe an ihren Herrn und Meister Jesus Christus und an ihre gefangenen Brüder und Schwestern verströmte! Gelegentlich gab es Zeiten, in denen sie wegen Krankheit und leiblicher Schwäche nicht unterwegs sein konnte. Gern gewährte ihre Freundin, die Fürstin Lieven – die wie Oberst Paschkow und Graf Korff ein lebendiges und tätiges Glied der russischen evangelischen erwecklichen Bewegung war –, in einem ihrer schönen Schlösser ihr einen sommerlichen Erholungsurlaub. Wie genoß Mathilda diese Wochen! Als aber der Herbst

kam, reiste sie von der prachtvollen fürstlichen Residenz geradewegs nach Helsingfors, wo ja einige der von ihr am meisten besuchten Gefängnisse lagen. Sie mietete sich dort bei der Leiterin der finnischen Heilsarmee, Hedwig von Haartmann, in einer abgelegenen Straße ein kleines Zimmer.

Und wieder war sie ganz für ihre Gefangenen da. Sie faßte dabei einen Entschluß, den manche ihrer wohlmeinenden Freunde nicht billigten, von dem sie sich aber nicht abbringen ließ. Sie setzte sich aus freiwilliger Selbstverleugnung auf dieselbe Essensration, von der ihre Freunde in den Strafanstalten leben mußten. Diese betrug etwa 32 Pfennig täglich. Ein Grund für ihr Handeln war, daß sie andern mehr materielle Unterstützung zuwenden konnte, wenn sie weniger für sich selber verbrauchte. Und der andere: Sie meinte, besser auf die Gefangenen einwirken zu können, wenn diese wüßten, daß sie es auch nicht besser hatte als sie. Sie stellte dabei allerdings nicht in Rechnung, daß die Nahrung, die für eine einzelne Person gekauft wird, selbstverständlich weder so gut noch so reichlich sein kann, wie wenn man für mehrere hundert zugleich einkauft.

Freuden und Enttäuschungen mit den von ihr Betreuten wechselten ab. Wir können davon keine weiteren Einzelheiten bringen. Doch von besonderen Fahrten und Besuchen sollte kurz berichtet werden, die in Mathilda Wredes Leben, je älter sie wurde, eine immer wichtigere Rolle spielten. Es ging ihr nicht nur um ihre Haupttätigkeit, das Helfen und stetige Bereitsein für die Gefangenen, sie fühlte sich auch verpflichtet, deren Angehörige zu besuchen und ihnen von ihren Schmerzens- und Sorgenkindern ausführlich zu berichten. Und da viele der entlassenen Gefangenen sich – oft in einsamen abgelegenen Gegenden – eine neue Existenz aufbauten, reiste sie auch dorthin, um nach ihnen zu sehen. Begleiten wir sie ein wenig auf solchen Fahrten!

Sie steigt auf abgelegenen Stationen der finnischen Eisenbahn aus. Manchmal geht es dann noch mit einer primitiven Kutsche weiter – oft tief in den Wald hinein. Sie ist als Tochter eines Gouverneurs und Gutsbesitzers einigermaßen wohlhabend. Auch füllen ihr Freunde und andere, die an ihrer Arbeit Anteil nehmen, immer wieder die Hände, so daß sie manche ihr begegnende Not und Armut zu lindern vermag. Eine Familie ist in großes Elend geraten. Besonderen Kummer bereitet die krank gewordene Kuh.

Der kleine Bauer mit seiner abgehärmten Frau kann nur staunen, wie sich das vornehme Fräulein Wrede auch auf kranke Tiere versteht und guten Rat zu geben vermag.

Wie ist Mathilda willkommen bei einem älteren Bauernehepaar irgendwo im finnischen Ödland! Den Sohn, der im Fieberwahn einer Krankheit einen Menschen erschlagen hat, hat sie oft im Gefängnis in Kakola besucht. Nun bringt sie Grüße von ihm und erzählt und erzählt, erst dem Vater, den sie beim Grasmähen antrifft, dann der Mutter. Es ist ergreifend, wie diese sagt: »Als unser Sohn noch ein kleiner Junge war und den weiten Weg in die Schule nach dem Kirchdorf machen mußte, gaben wir ihm immer eine Wegzehrung mit. Jetzt ist er in Gottes Schule, das ist eine strenge, schwere Schule. Aber ich bitte den lieben Gott jeden Tag, daß unser Sohn doch Gottes Führung und Gottes Willen erkennen lerne. Wenn er dann ausgelernt hat, bekommen wir ihn wieder hierher. Aber jetzt möchte ich Ihnen ein wenig Wegzehrung nebst den herzlichsten Grüßen von uns für meinen Jungen mitgeben.« Dann sagt sie einige Bibelsprüche auf, die Mathilda dem Gefangenen wiederholen soll; denn Gottes Wort ist die beste Wegzehrung.

Immer wieder trifft Mathilda Entlassene aus Kakola an. Einer steht vor seinem Hause und bestreicht gerade ein Wagenrad mit Teer. Augenblicklich wirft er es weg, stürzt mit ausgebreiteten Armen auf Mathildas Kutsche zu, hebt die Besucherin heraus und trägt sie triumphierend in die Stube, wo seine Frau mit ihrem Kinde sitzt. Unendlich glücklich ruft er: »Nun kann ich euch meine Wohltäterin, die beste Freundin aller Gefangenen, endlich zeigen!« Mathilda muß vom Besten kosten, was Hof und Küche zu bieten haben. Sie muß jedes Füllen und jedes Kalb, ja jedes Huhn sehen und bewundern. Und sie tut es von Herzen.

Einer, ein Mann von der Gestalt eines Herkules, war in Kakola Mathildas besonderer Freund geworden. Nun wohnt er wieder in seiner alten Heimat, wo ihn der »Engel der Gefangenen« besucht. Er hat andere frühere Gefangene herbeigeholt. Ein ganzer Trupp steht an dem kleinen Bahnhof zum Empfang bereit, als Mathilda dort aus dem Zug steigt. Die Männer lassen diesen erst weiterfahren, dann reißen sie alle ihre Mützen vom Kopf und strecken die Hände zum Empfang entgegen. Auf dem Hof ist den ganzen Tag der Kaffeetisch für jeden, der Fräulein Wrede sehen will, gedeckt. Das Nachtlager ist ihr im besten Zimmer des Hauses bereitet.



Früher sind in dem Raum allerlei böse, verbrecherische Dinge ausgeheckt und begangen worden. Wer ein empfindsameres Gemüt als Mathilda hat, dem kann die Erinnerung an das Frühere wohl den Schlaf beeinträchtigen. Sie aber schläft fest und friedlich in Gottes Hut.

Am nächsten Morgen erfährt sie tief gerührt, daß sich auch menschlicher Schutz über ihren Schlaf gebreitet hat. Ihr Gastgeber, der stämmige Herkules, berichtet: »Ich habe die Nacht vor Ihrer Tür geschlafen. Es war zwar nichts zu befürchten. Aber wenn Sie mir die Ehre erweisen, unter meinem Dach zu schlafen, dann war es für mich Ehrensache, auch die geringste Möglichkeit, daß Ihnen ein Haar gekrümmt werden konnte, auszuschließen.«

### *Türen gehen zu und wieder auf*

Mathilda Wredes gesegnete Tätigkeit, die wir ein wenig zu schildern versucht haben, ging bis zum Jahre 1913 weiter. An Widerständen hatte es ihr nie ganz gefehlt. Manchem paßte es nicht, daß durch sie das Licht des Evangeliums in die dunklen Häuser und Herzen von Gefangenen getragen wurde. Andere, vor allem Direktoren und Beamte in den Gefängnissen, hörten und lasen es nicht gerne, wenn sie manche Mißstände in den Strafanstalten, z. B. was die ärztliche Versorgung und die Krankenabteilungen betraf, kritisch an die Öffentlichkeit brachte. Es wurde daraufhin zwar dies und jenes verbessert. Aber es gab doch auch Ärger und böses Blut bei denen, die solche Kritik – menschlich begreiflich – nicht gerne hörten.

Am meisten hatte Mathilda in Abo gearbeitet. Dort hatte ihr immer in der Wohnung des Direktors ein kleines Zimmer zur Verfügung gestanden, wo sie sich bei ihren Besuchen aufhalten und auch mit Gefangenen sprechen konnte. Dieses wurde ihr auf einmal entzogen. Viel schlimmer war aber ein Erlaß, den die Gefängnisdirektion bekanntgab: »Baronin Wrede darf nur noch in Gegenwart Dritter mit den Gefangenen Gespräche führen.« Das konnte diese unmöglich annehmen. Sie äußerte: »Was ich zu meinen Gefangenen sage, könnte ohne Scheu auf den Märkten ausgerufen und dem Urteil der ganzen Welt unterworfen werden. Aber niemals sollen unglückliche Menschen gezwungen werden,

in Gegenwart eines Dritten ihre Herzen aufzudecken und ihre Sorgen ausströmen zu lassen.«

Die »Freundin der Gefangenen« war von ihren Freunden ausgeschlossen! Die Tore waren ihr fortan versperrt. Fast die gesamte finnische Presse protestierte gegen das Verhalten der Gefängnisdirektion und stellte sich auf Mathilda Wredes Seite. Unter den Angehörigen der Gefangenen und unter den Entlassenen aber ging ihre aufopferungsvolle, selbstlose Tätigkeit weiter.

Mathildas Schmerz war groß. Aber viel größere Sorgen und Kümernisse kamen über sie und die Menschen vieler Völker durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914. Wie schnitt ihr das Bild, das sie vom Fenster ihrer Wohnung in Helsingfors täglich sah, durch die Seele: vorüberziehende Scharen junger Finnen, die für Rußland in den Krieg ziehen mußten! In ihr war alles auf die Herstellung und Bewahrung des Friedens zwischen den Menschen angelegt, und nun entzweite Haß und Zwietracht ganze Völker. Wie leid taten ihr, der großen Tierfreundin, auch die Pferde, die geduldig vor dem Reithaus in der Kasernenstraße standen und für die Front bestimmt waren. Mathilda ging täglich dorthin, streichelte die Tiere und war davon überzeugt, daß ihre tröstlichen, liebevollen Worte von der stummen Kreatur irgendwie verstanden wurden.

Schwerer wurden die Zeiten. Im Jahre 1917 brach in Rußland die Revolution aus. Zar Nikolaus II. wurde in der sogenannten Februarrevolution zur Abdankung gezwungen. In der Oktoberrevolution desselben Jahres rissen die Bolschewisten unter der Führung Lenins die Macht an sich. Deren neue Regierung erkannte zunächst die staatliche Unabhängigkeit Finnlands an, die von den Finnen 1917 erklärt worden war. Aber bald brach auch in Mathilda Wredes Heimatland mit Hilfe der russischen Bolschewisten der rote Terror los, gegen den sich die »Weißen« wandten. Ein entsetzlicher Bürgerkrieg drohte den neuen freien Staat zu vernichten. Der berühmte General Mannerheim konnte jedoch mit deutscher Hilfe den roten Krieg beenden. Die Folgen von Krieg und Bürgerkrieg blieben aber noch lange im Lande sichtbar.

Mit Mathildas Gesundheit stand es in dieser Zeit nicht zum Besten. Fast noch mehr litt ihre Seele unter dem vielen Jammer und Elend und all der Not. Aber dann war sie auch wieder dankbar dafür und lebte auf, daß alte und neue Aufgaben auf sie

zukamen. Die alten bestanden darin, daß sie wieder ihre lieben Gefangenen aufsuchen durfte. In Kakola hatten schon viele von diesen ihre Befreiung erlebt, andere warteten noch auf eine allgemeine Amnestie. Eine Abordnung erschien in Mathildas Wohnung und bat, sie möge doch möglichst bald ihre Besuche in der Strafanstalt wieder aufnehmen. Eine Bittschrift mit 725 eigenhändigen Unterschriften lautete: »Kommen Sie rasch! Innig sehnen sich nach Ihnen und warten auf Sie: die Unterzeichneten in Kakola.« Als sie dann erschien, wurde ihr ein überwältigender Empfang zuteil. Dreihundert Gefangene standen in Reih und Glied und begrüßten sie mit Gesang.

Als die allgemeine Amnestie verkündet und praktiziert wurde, wurde es in Mathildas kleiner Wohnung kaum noch leer von allerlei Besuchern. Viele wollten ihr nur danken für die früher empfangene Liebe. Andere erwarteten eine Hilfe beim Aufbau einer neuen Existenz; aber dazu waren ihre Möglichkeiten in diesen unruhigen Zeiten begreiflicherweise sehr begrenzt.

Mathildas Sorge galt jetzt auch zum Teil ganz andern Gefangenen als früher. Sie gehörte ihrer Herkunft und politischen Gesinnung nach zu den »Weißen«, während viele ihrer früheren und jetzigen Freunde sich zu den »Roten« geschlagen hatten. Einige hatten sogar führende Positionen eingenommen. Bei diesen legte Mathilda manches gute Wort ein für »Weiße«, die eingekerkert worden waren und zu denen auch Verwandte und Freunde von ihr gehörten. Als eine gewisse Frau, die auch Wrede hieß, um einen Besuch bei ihrem eingesperrten Mann bat, bekam sie den Bescheid, das sei bei der augenblicklichen Lage nicht möglich. Mit Mathilda war sie nur ganz entfernt verwandt. Die Ablehnung wurde aber zurückgenommen. Es wurde ihr bedeutet, sie heiße ja Wrede und »um dieses gesegneten Namens willen« – so die Worte des Anführers der »Roten« – solle ihr der erbetene Besuch gestattet sein!

1922 kam noch eine neue Aufgabe auf die körperlich und seelisch in den letzten Jahren sehr strapazierte Baronin Wrede zu. Die Fähigkeit zu lernen und fremde Not zu der eigenen zu machen, war ihr geblieben. Es strömten Tausende von Flüchtlingen aus dem bolschewistisch gewordenen Rußland nach Finnland hinein. Damit wogte ein Meer unermeßlichen Elends heran. Für Mathilda stand es fest: Hier mußst du zupacken und helfen! Es

kümmerte sie nicht, daß ihr von gewissen Leuten vorgeworfen wurde, daß sie für den russischen Erbfeind Kraft, Energie und Liebe opfere, die dieser nicht verdiene. Sie fand aber auch verständnisvolle Finnen, die ihr die Hände zum Helfen füllten.

Die frühere, sie Jahrzehnte in Anspruch nehmende Arbeit an den Gefangenen in den Strafanstalten aber lief immer mehr aus. Älter werdend und von immer mehr geschwächter Gesundheit, war es ihr nicht mehr möglich, sich immer wieder neuen Menschenschicksalen zuzuwenden und sich mit ihrer Seele für sie zu öffnen, wie sie das früher getan hatte. Ihre Freunde von einst, die jetzt alle entlassen waren, gab sie aber nicht auf. Für sie stand ihre Tür weiterhin offen. Immer war sie bereit, ihnen mit Rat und Tat beizustehen, genau wie vorher, und zwar am meisten vielleicht durch die Gespräche unter vier Augen. Diese waren ihr die liebsten, bei ihnen konnte sich die Macht ihrer Persönlichkeit wohl auch am vollkommensten entfalten.

### *Die Mönche von Valamo*

Zur Vervollständigung ihres Wirkens in den letzten Lebensjahren muß noch kurz von einer sehr eigenartigen Aktivität der bewußten evangelischen Christin Mathilda Wrede berichtet werden. Es handelt sich um ihren Einsatz für die Mönche eines griechisch-katholischen Klosters auf der Insel Valamo im Ladogasee, der damals zu Finnland gehörte, 1944 aber an Rußland abgetreten werden mußte. Sie lernte die Mönche im Sommer 1924 kennen. Diese hatten von ihrem tatkräftigen Eintreten für die unglücklichen russischen Flüchtlinge erfahren und wollten die edle Menschenfreundin persönlich kennenlernen und ihr danken. Mathilda nahm an einem ihrer Gottesdienste teil. Wenn das auch nicht die Form war, in der sie kirchlich und liturgisch daheim war, so hatte sie doch am herrlichen Gesang der Mönche große Freude. Sie war auch beeindruckt davon, wie im Lauf der Jahrhunderte Generationen von fleißigen Mönchen die unwirtliche Insel in ein wahres Paradies verwandelt hatten. Die Land- und Viehwirtschaft blühte.

Die Mönche verrieten ihrer Besucherin, daß großer Kummer sie bedrücke. Sie hielten streng an den alten Regeln fest, nach denen die großen christlichen Feste, vor allem das Osterfest, nach

dem veralteten Julianischen Kalender gefeiert werden mußten. Die neue finnische Regierung hatte aber angeordnet, daß alle orthodoxen Gläubigen in Finnland den Gregorianischen Kalender zu übernehmen hätten. In Mathildas geistlichem Leben spielten solche äußeren Formen überhaupt keine Rolle, sie sah aber, daß ihre Mönchsfreunde von einer echten Gewissensnot bedrängt waren.

Darum setzte sie sich nach Kräften für sie ein. Sie meinte, die in der finnischen Verfassung verbürgte Glaubensfreiheit müsse den Mönchen ihre Eigenart und ihre besondere Ordnung lassen. Sie wandte sich mit einem eindringlichen Schreiben sogar an den Völkerbund in Genf, den Vorläufer der heutigen »Vereinten Nationen«. Auch den bekannten schwedischen lutherischen Erzbischof Nathan Söderblom bat sie, die Interessen der Mönche vom Ladogasee zu vertreten. Vor allem versuchte sie, die finnische Regierung umzustimmen und zu mehr Großzügigkeit zu veranlassen. Es half alles nichts. Ein großer Teil der Mönche gab allerdings schließlich selber die alten Grundsätze preis, doch es blieb ein unerbittlicher Rest von dreißig, der in die Verbannung nach Serbien gehen mußte. Mathilda, der ihr zunehmendes Herzleiden schwer zu schaffen machte, half mit, ihre Auswanderung zu organisieren.

Eine sichtbare Erinnerung an die Mönche von Valamo blieb in ihrem Schlafzimmer zurück. Sie hatte von diesen bei ihrem letzten Besuch im Kloster ein eigenartiges Geschenk erbeten, nämlich ihren eigenen Grabstein. Sie hatte auf dem Friedhof die Gräber der Klosterbrüder sich angeschaut. Alle waren gleich. Auf einem kleinen grünen Hügel stand ein von den Wogen des Ladogasees geschliffener grauer Stein, nur mit der kurzen Inschrift »Gottes Leibeigener«, und darunter stand der Name des Toten. Wie sich Mathilda Wrede selber verstand in ihrem innersten Wesen und ihrer tiefsten Bindung, das war in den beiden kurzen Worten »Gottes Leibeigener« unübertrefflich wahr und klar ausgedrückt. Sie erbat sich einen solchen Stein und bekam ihn bald nach ihrer Rückkehr nach Helsingfors in einer großen Kiste zugeschickt. Er lag in einem Lehnstuhl neben ihrem Bett und war später der einzige Schmuck auf ihrem Grab.

Zu den vielen Besonderheiten im Leben von Mathilda Wrede gehört auch diese: Sie war in ihren letzten Wochen auf dieser Erde fest davon überzeugt, daß sie in der Christnacht des Jahres 1928 heimgehen werde. Ehe unser kurzer Bericht ihre Ahnung bestätigt, wollen wir zunächst mit ihr ein früheres Weihnachtsfest im Gefängnis in Kakola erleben.

Wie für alle Gefangenen wird auch für Fräulein Wrede ein weihnachtliches Weißbrot gebacken. Solche Festbäckerei ist fast das einzige, was im Gefängnis äußerlich an Weihnachten erinnert. Mathilda, mit Traktaten und Weihnachtskarten versehen, macht am Heiligen Abend ihre Runde im Gefängnis. Dabei wird sie zu einem Sterbenden gerufen, zu dem sie sich herniederneigt und in dessen Ohr sie einzelne klare, deutliche Worte von der Weihnachtsbotschaft hineinspricht. Sie sagt ihm, daß diese Botschaft ganz persönlich für ihn gelte, worauf der Gefangene seine stummen, bläulichen Lippen bewegt. Er versteht also, was sie sagt.

In der Zelle eines jungen Mannes stinkt es fürchterlich. Er hat vorgestern eine Schüssel mit Erbsen dem Wärter ins Gesicht geschleudert. Zur Strafe ist seine Zelle seitdem nicht mehr saubergemacht worden. Daß die Luft zum Ersticken ist, hindert Mathilda nicht einzutreten. Der Gefangene will wissen: »Glauben Sie, daß Gott allen Menschen, auch mir, helfen kann und will?« Was tut sie lieber, als mit fröhlichen Worten zu bestätigen, daß Gott in der Tat dazu bereit ist. Der Gefangene: »Dann knien Sie bitte nieder und beten für mich!« Daß sie zum Fest ein neues Kleid angezogen hat, hindert die Baronin nicht, der Bitte zu willfahren und auf dem entsetzlich schmutzigen Zellenboden das Gebet zu verrichten. Der Gefangene sagt mit bewegter Stimme: »Nun kann auch ich glauben, daß Gott mich liebt und ich ein neuer Mensch werden darf.«

Und nun das originellste Erleben! Ein Gefangener namens Björklund rennt mit einem Schuhmachermesser wild fuchtelnd in seiner Zelle umher. Man hat es ihm nicht entwinden können, als er nach getaner Arbeit das Handwerkszeug abgeben sollte. Er stößt die Drohung aus: »Noch vor Abend wird in Kakola ein Leben weniger sein!« Auch diesen Mann läßt die Besucherin nicht aus. Sie bittet ihn, ihr das Messer doch auszuhändigen. Entschlossene

Ablehnung: »Nein, ich habe darauf geschworen, daß ich dieses Messer nicht aus der Hand gebe, bis ich es gegen jemand gebraucht habe. Sagen Sie nicht selber immer wieder, daß man sein Wort halten müsse?«

Es ist nun köstlich, wie sich ein längerer Disput zwischen den beiden hinzieht. Dies ist das Ende: Björklund braucht sein Wort nicht zu brechen. Er gibt sein Messer nicht her, aber er läßt zu, daß es Mathilda ihm, seine Finger nacheinander öffnend, entwindet. Er bekommt noch – wie alle andern, die aufgesucht werden, ein »Gesegnete Weihnachten!« zu hören und erwidert: »Auch Ihnen gesegnete Weihnachten!« Ja, es geschehen seltsame Dinge am Heiligen Abend im Gefängnis von Kakola. Es ist ja auch das Fest der Liebe angebrochen!

Nun der Sprung zum Weihnachtsfest 1928, an dem der »Engel der Gefangenen« seinen irdischen Lauf vollendet. Wir wissen, was Mathilda Wrede bis ins Jahr 1927 hinein noch besonders beschäftigte: der Einsatz für ihre Mönchsfreunde. Herznot und Atembeschwerden nahmen zu. Im Sommer 1928 war es ihr noch einmal vergönnt, ihre Familie auf dem Lande zu besuchen. Je weiter dann der Herbst voranschritt, um so mehr sprach sie es in wunderbarer Hellsichtigkeit aus, daß sie am Christtag heimgehen werde. Von dem Ort, an den diese Heimkehr sie führen würde, sagte sie: »Dort wartet viel Arbeit auf mich. Es würde mir auch gar nicht so recht gefallen, wenn Gott mich im Himmel in einen Winkel stellen würde und ich dort Harfe spielen sollte!«

Immer wieder waren ihre hoffenden Gedanken bei den Aufträgen und Aufgaben, den neuen Dienstmöglichkeiten, die Gott für seine Kinder auch in jener andern Welt bereit hat. So rechnete sie z. B. mit einer Fortsetzung der Fürbitte.

Im Lauf des 24. Dezember suchten noch einmal viele Menschen die Kranke auf. Sie freute sich über jeden und auch über den Blumengarten, in den ihr Zimmer verwandelt wurde. Ihr Geist war völlig klar und gesammelt. Gewiß, sie war sehr schwach, aber nichts gemahnte an eine Sterbende. Als die Atemnot zunahm, gab man ihr ein Beruhigungsmittel, und sie schlief ein. Mitten in der Nacht erwachte sie noch einmal und fragte eine an ihrem Bett sitzende Freundin: »Glaubst du, daß irgend jemand so glücklich ist wie ich?« Ihre Hand streckte sich dabei der Freundin entgegen. Dann löschte sie selbst die Lampe, und es blieb dunkel. Bald ging

ihre Seele sanft und kampflos hinüber in die Ewigkeit. Die genaue Minute vermochte niemand anzugeben.

Der 29. Dezember war der Begräbnistag. Unter den mancherlei Nachrufen war der eines früheren politischen Gefangenen wohl der wärmste und eindrucksvollste: »Mathilda Wrede ist im Gefängnis sowohl für die kriminellen wie für die politischen Gefangenen der Beichtvater gewesen. Allen war sie gleich unentbehrlich, allen gleich lieb. Wir verstanden sie, denn sie gehörte uns. Trockener Sand liegt auf deinem Sarge zusammen mit schönen Blumen. Dies ist ein Sinnbild deines Lebens. Du hattest die Wahl zwischen Blumen und dem Sande und wähltest den Sand, die menschliche Sandwüste der Not und Schuld, und während deines ganzen Lebens hast du Rosen in diese Wüste gepflanzt.«



# Jenny Eugenia de Mayer geb. 1865

## *Kurzer Lebensüberblick*

In der Finnin Mathilda Wrede haben wir eine Zeugin Jesu Christi und Botin Gottes kennengelernt, die mit einer besonderen Aufgabe betraut war: Sie brachte in die Strafanstalten Russisch-Finnlands, ihres Heimatlandes, vielen Menschen das Licht des Lebens, indem sie mit dem Zeugnis von der Erlösung durch den Sohn Gottes und mit der helfenden Tat verstehender Liebe zu ihnen kam. Man gab ihr den Ehrentitel »Freundin« und noch weitergehend »Engel der Gefangenen«. Im letzten Kapitel unseres Buches begegnen wir in der Gestalt von Jenny E. de Mayer einer weiteren Frau, die zu einem einzigartigen Dienst ausersehen und ausgesandt war. Sie durfte etwas vollbringen, das vor und nach ihr kein Mann und erst recht keine Frau getan hat: in weiten Gebieten von Russisch-Mittelasien Mohammedanern von Jesus und seinem Heil sagen. Wie Mathilda Wredes Herz für die Gefangenen schlug, so war das ihrige weit offen für die Menschen des Islam.

Sie tat ihren vielfach abenteuerlich anmutenden, anstrengenden Dienst im Rußland der Zarenzeit. Außerdem gelang es ihr, bis nach Dschidda in Arabien, der Hafenstadt für Mekka, der heiligsten Stätte der islamischen Welt, zu gelangen. Es verschlägt einem fast den Atem, wenn man ihr seit langem vergriffenes Buch »Eine Zeugin Jesu Christi im alten und neuen Rußland – Erlebnisse und Erfahrungen einer Schwester des Russischen Roten Kreuzes« liest. Ich wüßte niemanden, der etwas Ähnliches wie sie zu berichten hat. Ehe wir davon allerlei spannende Einzelheiten erfahren, wollen wir uns erst einen Überblick über ihr gesamtes Leben verschaffen.

Jenny Eugenia de Mayer wurde 1865 in Petersburg, der damaligen russischen Hauptstadt, geboren (Tag und Monat ließen sich nicht ermitteln). Ihre Familie war baltischen und damit deutschen Ursprungs. Sie war das zweite Kind des Russischen Kaiserlichen Wirklichen Staatsrates Dr. C. von Mayer, des Begründers des dortigen Evangelischen Hospitals und Diakonissen-

hauses. Die Eltern waren gläubig. Der Vater wurde seinerzeit als Student in Dorpat durch seinen Klavierlehrer zum bewußten Glauben an Jesus Christus geführt. Die von Kind an gläubige Mutter verdankte der tieffrommen Großmutter entscheidende geistliche Eindrücke. Im Hause der Großmutter war der bekannte Erweckungsprediger Johannes Evangelista Goßner (1773–1858) während seines Petersburger Aufenthaltes 1820–1824 aus- und eingegangen.

An anderer Stelle dieses Buches ist von der Erweckung in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts in adligen Häusern und Familien Petersburgs die Rede, deren besonderes Segenswerkzeug der englische Lord Radstock war. Von dieser Bewegung ging auch ein tiefgehender Einfluß auf die Familie de Mayer aus. Der Vater stand mit ganzer Freude mit darin. Bekannte russische evangelische Christen wie Oberst Paschkow und Graf Korff sowie die Fürstinnen Lieven und Gagarin waren seine persönlichen Freunde. Ein solcher war auch der deutsch-englische Evangelist Dr. Friedrich Wilhelm Baedeker, der öfter Petersburg besuchte und dem ein besonderes Kapitel unseres Buches gewidmet ist. Die Kinder von Dr. Mayer, also auch Jenny, sangen damals die Lieder der amerikanischen Evangelisten Moody und Sankey in Russisch.

Jenny wandte sich zunächst einer Ausbildung in Musik, Gesang und Malerei in Petersburg, anschließend medizinischen Studien in Berlin und Lausanne zu. Sie nahm sich Zeit dafür, machte aber kein Examen. Sie arbeitete in Paris im Laboratorium der berühmten Sorbonne-Universität. Bei einem Aufenthalt in Roscoff an der Küste der Bretagne erlebte die Dreißigjährige eine »wunderbare« Bekehrung, wie sie ihr Erleben selber nannte. Sie besaß von Natur ein rasches Temperament, und dieses drängte sie, sofort in den Dienst der Mission zu gehen, und zwar nach Armenien. Sie reiste nach Konstantinopel, erkrankte dort aber und erholte sich gesundheitlich in der Schweiz. Russische Aristokraten, zu denen ihre Familie gehörte, konnten sich finanziell einiges erlauben.

Es war in der Schweiz, wo Jenny de Mayer zum erstenmal etwas erlebte, was sich später in ihrem Leben des Glaubens und Dienstes öfter wiederholte. Sie hörte ganz deutlich in ihrem Inneren eine Stimme, die sie nicht anders als Gottes Stimme, die ihr eine direkte Weisung gab, verstand. Im Gebet stellte sie Gott die Frage: »Was soll ich mit meinem neuen Leben jetzt nach der

Bekehrung tun?« Als Antwort vernahm sie die Worte: »Ich werde dich zu den Verbrechern nach Sibirien senden!« Der Gedanke an einen solchen schweren Dienst war ihr bisher nicht im entfernte-  
sten gekommen, aber ihre Reaktion war ganz klar und eindeutig:  
»Ich nahm diesen seltsamen Ruf als von Gott kommend gehorsam  
an.«

Hier sei eine kurze Bemerkung über das Empfangen von göttlichen Weisungen durch innere Stimmen eingeschaltet. Es ist das nicht der Regelfall, wie man Klarheit über Gottes Willen erlangt. Gottes Wort in der Bibel, Gespräche mit Brüdern und Schwestern im Glauben, geduldiges, sachliches Abwägen von allerlei Umständen – das sind oftmals die Wege, auf denen Gott uns Licht gibt. Aber je und dann kann es auch so zugehen wie bei Jenny de Mayer. Nur müssen wir immer demütig Gott anflehen, er möge uns davor bewahren, daß wir auf unsere eigenen Stimmen und Wünsche hereinfließen und diese mit dem verwechseln, was Gott uns zu sagen hat.

Auf Sachalin, die Insel der Verbannten und Deportierten vor der Küste Sibiriens, richteten sich Jennys Blicke. Sie konnte dorthin aber nicht auf eigene Faust aufbrechen. Sie kehrte nach Petersburg zurück und schloß sich dort der »Schwesternschaft des Heiligen Eugen« an, einer Art Unterabteilung des Russischen Roten Kreuzes, dessen Tracht sie auch trug. Sie absolvierte einen Kurs als Arztgehilfin, um auch medizinische Hilfe leisten zu können.

Tatsächlich öffnete sich ihr der Weg nach Sachalin im Oktober 1899. Sie baute dort zunächst ein Heim für Kinder der Deportierten auf, um die sich deren Eltern oder die unehelichen Mütter nicht kümmern konnten oder wollten. Dann begleitete sie zum Zweck medizinischer Hilfe einen Transport von etwa 200 der allerschlimmsten Verbrecher in den Urwald zum Holzfällen. Schließlich gründete sie ein Arbeitsheim, das solchen, die nach Verbüßung ihrer Strafe freigelassen wurden, einen bescheidenen ehrlichen Verdienst und damit das Allernotwendigste zur Fristung ihres Lebensunterhaltes zukommen ließ.

Der Russisch-Japanische Krieg 1904/05, der mit einer russischen Niederlage und der Abtretung der Insel Sachalin an Japan endete, machte Schwester Jennys Arbeit ein Ende. Sie fand in Moskau ein neues großes Arbeitsfeld, vor allem in Elendsvierteln. Sie gründe-

te ein Waisenhaus und ein Heim für sittlich gefährdete Mädchen und nahm sich der bettelnden Straßenjungen an. Als sie anlässlich einer Reise nach England den berühmten Mohammedanermisionar Dr. Samuel Zwemer über den Islam sprechen hörte, da zog eine neue große Vision durch ihre Seele. Sie sah das riesige Russisch-Mittelasien mit seinen Millionen mohammedanischer Bewohner als Missionsfeld vor sich. So wie sie einst Gottes Ruf nach Sachalin vernommen hatte, so gewann sie jetzt die unumstößliche innere Gewißheit: Gottes neuer Dienstplatz für mich sind die Moslems in Mittelasien. Tatsächlich führte der Weg sie dorthin. Aus der eigenen, ungemein lebendigen und spannenden Darstellung ihrer wechselvollen Erlebnisse und Erfahrungen als Bibelbotin wollen wir im folgenden manchmal kaum Glaubhaftes, aber tatsächlich immer so Geschehenes nacherzählen.

Während fünf Jahren, nach Krieg und Revolution in Rußland, nämlich von 1917–1921, lebte Jenny de Mayer im Ausland, meistens in Amerika. Trotz des neuen kommunistischen Regimes und der Gefahren, die auf sie warteten, entschied sie sich, in ihr Heimatland und auf ihr früheres mohammedanisches Wirkungsfeld zurückzukehren. Von 1922 bis 1935 weilte sie in der Sowjetunion, davon fünfeinhalb Jahre in Freiheit und achteinhalb Jahre als Gefangene. Auch über diese Zeit werden wir, allerdings kürzer, berichten. Jenny de Mayers Erdenweg vollendete sich in Kanada, wohin sie nach dem endgültigen Verlassen von »Matuschka Rossia« – Mütterchen Rußland, wie die Russen ihre Heimat liebevoll nennen – auswanderte. In Toronto konnte sie evangelischen russischen Glaubensgenossen, die gleich ihr Kanada als neue Heimat erwählt hatten, noch auf mannigfache Weise dienen.

Aus dem Nachwort in ihrem Buch »Eine Zeugin Jesu Christi im alten und neuen Rußland« erfahren wir, daß Jenny de Mayer im September 1947 noch lebte. Sie war damals 82 Jahre alt. Nachforschungen nach dem Zeitpunkt ihres Heimgangs blieben leider ohne Erfolg.

### *Kreuz und quer durch Turkestan: die ersten Stationen*

Jenny de Mayers Tätigkeit unter Mohammedanern fällt in die letzten Jahre des kaiserlichen (zaristischen) Rußland. Turkestan

ist eine andere Bezeichnung für das damalige Russisch-Mittel-asien. Heute wird dieses riesige Gebiet von der Kirgisischen, Usbekischen, Turkmenischen und teilweise der Kasachischen Sowjetrepublik eingenommen. Lassen wir Jenny zunächst kurz über die geographischen und geschichtlichen Verhältnisse zu jener Zeit berichten:

»Russisch-Zentralasien oder Russisch-Turkestan reicht vom Kaspischen Meer bis zur westlichen Grenze Chinas. Die südliche Grenze von Russisch-Zentralasien zieht sich am Nordrand von Persien, Afghanistan, Kafiristan und Kaschgar entlang. Das Emirat (Fürstentum) von Buchara sowie das Chanat (auch eine Art Fürstentum) von Chiwa am Aralsee waren zur Zeit meiner Reisen, was die inneren Angelegenheiten anging, autonom, obgleich sie unter russischem Protektorat standen.

Dieser ganze Teil von Zentralasien war im Laufe der Jahre 1865–1885 von Rußland erobert und dann in das Zarenreich eingegliedert worden. Die russische Regierung hatte der Bevölkerung von acht bis zehn Millionen Mohammedanern völlige Freiheit des Glaubens sowie der Sitten und Gebräuche zugesichert. Deshalb untersagte man der russischen Kirche jede religiöse Propaganda unter den islamischen Völkern.«

Schwester Jenny begann im Sommer 1909, zuerst nur für sechs Wochen, als unabhängige Bibelbotin, nicht als Missionarin, die zu einer bestimmten Missionsgesellschaft gehörte, die Heilige Schrift in vielen Sprachen bis nach Westsibirien zu verbreiten. Die Bücher kaufte sie für diesen Zweck in Moskau in der Niederlassung der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft. Mit Dank gegen Gott und reichen Erfahrungen kehrte sie nach Abschluß des Unternehmens nach Moskau zurück. Sie war glücklich, erlebt zu haben, daß Gott ihr die Gabe verliehen hatte für den Umgang mit Mohammedanern. Im Herbst desselben Jahres erhielt sie eine Aufforderung von Dr. Samuel Zwemer, für die Weltkonferenz der Mohammedanermisionen in Indien einen Bericht über den Islam in Rußland einzusenden. Damals beschäftigte sie sich eingehend mit dem Problem des Islam in ihrem so riesigen Vaterland.

Jetzt folgen ihre eigenen Worte über das Jahr 1910: »In diesem Jahr begann ich meine eigentliche Tätigkeit als Bibelbotin, und zwar in Usbekistan, welches heute Teile von Samarkand, Fergha-

na, Taschkent und dem Emirath von Buchara umschließt. Die Umstände, die es mir ermöglichten, im Laufe vieler Jahre den guten Samen des Wortes Gottes auf diesem großen, noch ganz brachliegenden Felde der mohammedanischen Länder auszustreuen, waren folgende: daß ich von keiner russischen oder ausländischen Bibelgesellschaft abhing, sondern als absolut unabhängige Privatperson aus meinen eigenen Mitteln meine Reisen unternahm und daß ich hochgestellte Persönlichkeiten zu Freunden hatte. Dank ihrem Interesse an meiner Arbeit konnten mich die Beamten nicht in meiner Tätigkeit hindern.«

Die erste Station war die usbekische Stadt Buchara, wo der Emir ein Schloß hatte und sich große Moscheen befanden. Dem russischen Consul, der sie zu einem Besuch an seinem Dienstsitz aufforderte, wies sie ihr wertvollstes Dokument vor. Es war die jährlich erneuerte Vollmacht, ausgestellt vom Gouverneur von Moskau, die für das ganze Russische Reich galt, daß sie überall und in jeder der zahlreichen Sprachen, die ihr nötig erschien, Bibeln und Bibeltheile verteilen durfte. Daß sie bei solcher Tätigkeit stets in der geachteten Tracht des Russischen Roten Kreuzes auftrat, half mit, Mißtrauen zu überwinden und die Türen zu den Herzen der Menschen zu öffnen.

Von Buchara führte der Weg mit einem gemieteten Kutscher, Wagen und Pferd durch eine schaurige Wüste nach der Stadt Karschi. Dort fand Schwester Jenny in einer Karawanserei eine einigermaßen annehmbare Unterkunft. Als sie auf den Straßen und in den Kaffeehäusern Traktate und Neue Testamente anbot, erregte sie begreiflicherweise großes Aufsehen. So etwas hatten die Bewohner, unter ihnen die ehrwürdigen weißbärtigen mohammedanischen Mullahs (Geistliche und Gelehrte) noch nie gesehen: eine fremde, weiße Frau, ganz allein, ohne sie begleitenden Mann, die Schriften verteilte! Zwei Testamente in persischer Sprache, die in jener Region Turkestans vielen vertraut war, waren schließlich übriggeblieben. Jenny betete in ihrem Herzen, daß sie in die rechten Hände gelangen möchten.

Sie durfte den Eindruck haben, daß das tatsächlich der Fall war. Nach dem einen griff ein Kaufmann im echt orientalischen Basar, der die seltsame Ausländerin mit seinen kohlschwarzen Augen herausfordernd ansah. Das Buch schien ihn sehr zu interessieren. Weit aus sympathischer erschien ihr ein noch sehr jugendlicher

Kaufmann, der fragte: »Ist dies das ›Injiek‹, das wahre Evangelium?« – »Gewiß ist es das«, war die Antwort. »Es gibt nur ein einziges Evangelium. Gott sandte es, um die Menschen über Jesus Christus, den Herrn des Himmels und der Erde, zu belehren, damit Sünder an ihn glauben und durch sein Verdienst und Opfer Vergebung und das ewige Leben erhalten.«

Der junge Mann drückte das Büchlein ehrfurchtsvoll an Mund und Stirn. Dann, es in beiden Händen haltend, sah er die Besucherin strahlend vor Freude an: »Ich habe seit langem den Wunsch zu wissen, was das Evangelium eigentlich enthält.« Jenny hatte gute Hoffnung, daß er das Buch lesen würde. Sie konnte nur für ihn beten – und das tat sie auch –, daß ihm beim Lesen die Augen geöffnet würden und er den »Schönsten unter den Menschenkindern« als seinen Heiland und Herrn erkennen möchte.

Bei der Art ihrer Tätigkeit, die im Ausstreuen des Samens des göttlichen Wortes bestand, konnte sie nicht mit sofort sichtbar werdender Frucht rechnen. Sie ist in begreiflicher Neugier oft gefragt worden, was denn das Ergebnis ihres unter so einmaligen Umständen geschehenen Dienstes gewesen sei. Ihre Antwort lautete: »Es gibt keine sichtbaren, handgreiflichen Resultate. Jedoch ist eines klar: nämlich daß Gottes Wille ausgeführt worden ist. Seine Gnade und Barmherzigkeit ist etwa 25 000 Verbrechern auf der trostlosen Insel Sachalin bekannt gemacht worden sowie vielen Mohammedanern, darunter Tausenden von Pilgern auf der Reise nach Mekka, wobei sie unter namenlosen Leiden endlose Strecken durchwandert oder durchfahren haben. Sowohl auf Sachalin wie auf dem Pilgerschiff (von dem wir noch hören werden) wurden suchende Seelen zu dem gewiesen, der zerbrochene Herzen heilt, finstere Gemüter erleuchtet und der ›alles neu macht‹, sogar bei den verworfensten Menschenkindern.«

*»Geh nach Patta Hissar!«*

Die nächste Station auf der Reise kreuz und quer durch Turkestan war die alte Stadt Samarkand, berühmt durch ihre malerische orientalische Altstadt mit großartigen Moscheen und andern Prachtbauten. Jenny bot in den Basaren und Teehäusern ihre Schriften an und wurde auch gelegentlich von meist freundlichen Leuten in Gespräche verwickelt, in deren Verlauf sie Fragen

beantwortete und Jesus Christus als *den Weg, die Wahrheit und das Leben* bezeugte. Sie nennt ihren Aufenthalt »gesegnet und erfreulich«. Am Ende der zweiten Woche geschah es wieder einmal, daß sie klar und deutlich in ihrem Inneren einen Befehl vernahm: »Geh nach Patta Hissar!«

Den Namen dieses Ortes hatte sie irgendwann einmal gehört, wußte aber nichts Weiteres damit anzufangen. Sie erkundigte sich auf der Poststation, wo Patta Hissar lag und wie man am besten dorthin gelangte. Sie erhielt die Auskunft, es sei im Süden des Emirats Buchara am Ufer des Amu Darya gelegen, und der Weg dorthin sei schwierig und nicht ohne Gefahren. Das klang nicht gerade ermutigend. Aber sie blieb gewiß, daß ein Ruf Gottes für sie vorliege. Warum ihr Herr sie aber ausgerechnet an dieser Stätte haben wollte, nun, das mußte er ihr an Ort und Stelle selber klarmachen. Ihre Sache war das Gehorchen.

Die russische Post betrieb eine Verkehrsverbindung nach Patta Hissar. Alle 50–60 Kilometer gab es Stationen, die richtige kleine Festungen waren, von hohen Mauern umgeben, ohne jedes Fenster, jedoch mit Schießscharten versehen. Die russischen Posthalter in der rein mohammedanischen Umgebung waren in ihrer Einsamkeit um ihr Amt nicht zu beneiden. Schwester Jenny geriet auf ihrer Reise, die auf sechs bis sieben Tage veranschlagt war, einmal an einen total betrunkenen Kutscher, der die Pferde auf einer abwärtsführenden Paßstraße in schwindelerregender Höhe zu rasendem Tempo anfeuerte. Sie hörte sich auf einmal zu ihrem eigenen Erstaunen einen Satz ausrufen, den vor vielen Jahren die Mutter ihren Kindern beigebracht hatte: »Kommt, liebe Engel, und haltet die hinteren Räder fest!«

Es wurde glücklich die Ebene erreicht. Auch durch einen hoch angeschwollenen Fluß kam das Gespann gut hindurch. Vor einem andern mußten die Reisenden aber zunächst kapitulieren und zur letzten Poststation, die sie vor sechs Stunden verlassen hatten, zurückkehren. Aber auch dieser Strom wurde wieder durchfahrbar. In zehn oder gar zwölf der festungsähnlichen Poststationen legte Jenny eine Rast ein. Sie nützte die Gelegenheit zu Gesprächen mit den unter ihrer Weltabgeschiedenheit leidenden Posthaltern. Dabei fehlte das klare Zeugnis von Jesus nicht. Einem, der freimütig bekannte, er hätte für den nächsten Tag Selbstmord geplant, konnte sie den Weg zu *dem* weisen, der Sün-



de vergeben, das Herz reinigen und »alles neu machen« kann.

Es gab unterwegs für die Menschen kaum etwas zu essen und wenig Futter für die Pferde. Doch auch diese Woche der Entbehrungen und Gefahren nahm ein Ende, und das Ziel Patta Hissar wurde glücklich erreicht. Die kleine Stadt lag nahe an der Grenze zu Afghanistan. In einer Karawanserei kam Jenny endlich auch mit Afghanen zusammen, wonach sie sich lange gesehnt hatte. Sie hatte Schriften in deren Sprache dabei, die – nach Überwindung eines ersten Mißtrauens – in ihren Reisesäcken verschwanden. Vertrauensvoll sagte sie sich: »Nun war es des Herrn Sache, daß sein Wort in das dem Evangelium bisher verschlossene Afghanistan gelange.«

Einmal in der Woche legte ein Dampfschiff in Patta Hissar an und fuhr nach zwei Stunden weiter. Als ein schriller Pfiff ein solches Ereignis ankündigte, war es Jenny sofort klar, daß sie mit diesem Schiff zurückfahren solle. Rasch brachte sie ihre wenigen Habseligkeiten an Deck. Dabei fiel ihr eine Gruppe von Leuten auf, die geduldig in der glühenden Hitze am Ufer warteten, bis sie aufs Schiff gelassen wurden. Energisch sorgte sie dafür, daß deren qualvolles In-der-Sonne-Stehenmüssen verkürzt wurde. Sie erfuhr, daß es sich um aus Mekka, der Heiligen Stadt der Moslems, heimkehrende Pilger handelte. Diese befanden sich auf dem Rückweg in ihre Heimat, die irgendwo in Russisch-Mittelasien lag. Zum erstenmal in ihrem Leben sah Jenny solche Menschen, und irgendwie war sie von deren frommer Bereitschaft beeindruckt, eine solche unendlich weite und mühsame Reise nach Mekka, welche die Armen viel Geld kostete, zu unternehmen.

Hören wir sie: »Dieses Zusammentreffen mit den Mekkapilgern war für mich kein vorübergehendes Erlebnis; denn mit ganzer Seele, mit klarem Sinn und bewußtem Willen hatte ich es begriffen, daß diese Begegnung von Gott geplant war, um mohammedanischen Pilgern einen Platz in meinem Leben und meinem Dienen einzuräumen. Ich war bereit, diesem Ruf zu folgen. Von nun an wollte ich auf weitere Weisung warten für diesen bisher unbekanntem Dienst, der jedoch wunderbar in meine Arbeit unter den Mohammedanern Russisch-Zentralasiens paßte. Nicht nur durch Wort und Schrift, sondern auch durch Werke der Barmherzigkeit und der christlichen Nächstenliebe war ich willig ihn auszuführen.«

Jenny de Mayer setzte ihre Tätigkeit der Schriftenverbreitung kreuz und quer durch Turkestan fort. Sie suchte zugleich nach einer Möglichkeit, auf einem der großen Pilgerschiffe, mit denen die mohammedanischen Untertanen Rußlands ihre Pilgerfahrten nach Mekka durchzuführen pflegten, als Schwester des russischen Roten Kreuzes einen Platz zu erlangen. Sie bot pflegerische und medizinische Hilfe an für Alte, Schwache und Kranke, die solche benötigten. Sie hatte damit aber zunächst keinen Erfolg. Was sie dann weiterhin unternahm, soll sie uns selber berichten:

»Ich richtete an die Präsidentin meiner Schwesternschaft des ›Heiligen Eugen‹ die Bitte, mir bei meinen Bemühungen beizustehen und mein Gesuch an die Schifffahrtsgesellschaft ›Freiwillige Flotte‹ zu unterstützen. Diese liebe gläubige Freundin hatte es mir mit ihrem Einfluß schon während 14 Jahren ermöglicht, durch augenscheinlich hermetisch verschlossene Türen einzutreten: so auf die Insel Sachalin und nach Zentralasien. Ihre Autorität sowohl wie ihr Ansehen als Hofdame Ihrer Majestät der Kaiserin-Mutter waren durch Gott die Schlüssel, die ganz unmöglichen Schlösser zu öffnen. Ich hoffte, daß auch dieses Mal ihre Fürsprache bei der Direktion der ›Freiwilligen Flotte‹ den schon so oft erlebten Erfolg haben werde.«

Jennys Hoffnung trog nicht. Sie wurde als Arztgehilfin auf dem Pilgerschiff »Jerusalem« angenommen. Das Schiff startete in Odessa am Schwarzen Meer. Der eigentliche Einschiffungshafen für die Pilger war Sebastopol. Lassen wir Schwester Jenny schildern, in was für eine bunte Welt sie eintrat:

»Im Hafen von Sebastopol erblickte ich sie alle, meine lieben Freunde aus Zentralasien. Welch eine bunte Welt stellten sie dar! Alle waren beseelt von dem einen Verlangen, das Ziel ihrer Sehnsucht – Mekka, den Geburtsort des Propheten Mohammed, die heiligste Stätte des Islam – zu erreichen. Es waren größtenteils ältere Männer, aber auch eine Anzahl Frauen und einige Kinder waren dabei. Alle Länder Zentralasiens sah man hier vertreten: Usbekistan, Kirgisistan, die Chanate von Buchara und Chiwa, Turkestan, Kaschgarien, Persien, Afghanistan, aber auch Tataren von der Wolga, aus Sibirien und dem Ural, dazu Bergbewohner des Kaukasus. Seit Wochen hatten sie sich in Sebastopol angesam-

melt, und nun strömten sie aus den Sammelbaracken auf das Schiff.

Auf dieser meiner ersten Reise mit einem Pilgerschiff gab es gegen 1000 Passagiere. Sobald es mir möglich war, ging ich in das Innere des Dampfers, um mit den Pilgern Bekanntschaft zu machen. Ich erklärte den Leuten, daß ich mitreiste, um ihre Kranken zu pflegen. Es wurde mir freundlich geantwortet, schon deshalb, weil ich das Abzeichen des Roten Kreuzes am Arm oder auf der Schürze trug, das manchen von den russischen Hospitälern Turkestans bekannt war. Mir war es eine tief innerliche Freude, dieses teure Abzeichen unter diese Leute zu bringen.«

Das Kreuz ist ja ein ausgesprochen christliches Zeichen. Bald wußten alle die mohammedanischen Mekkapilger, daß eine Christin sie begleitete und sich ihrer Kranken annahm. Es war ein Zeugnis ohne Worte, das aber machtvoll predigte. Schon aus sprachlichen Gründen hätte Jenny bei den Leuten mit Worten nicht viel ausrichten können; denn wie hätte sie all die verschiedenen Sprachen und Dialekte, die umherschwirrten, sprechen und verstehen können?

Im Hafen von Dschidda am Roten Meer endete die Schiffsreise. Die 95 km von dort nach Mekka mußten von den Pilgern auf dem Landwege – meistens mit der Bahn – zurückgelegt werden. Jenny konnte ihre Freunde jetzt nicht mehr begleiten; denn das Zentralheiligtum des Islam durfte keiner betreten, der nicht Moslem war. An die erste Schiffsfahrt nach Dschidda schlossen sich gleich zwei weitere an. Mehreren tausend Männern und Frauen wurde es möglich, den Tag des Corban Bairam, das Fest des Opfers am 8. November, mitzerleben. Zwei Wochen nach diesem Datum begann der Strom der Pilger wieder zurückzufluten.

Während der Abwesenheit der Pilger verlief das Leben der Besatzung, zu der Jenny de Mayer als Arztgehilfin gehörte, recht ruhig. Matrosen und Offiziere fuhren mit ihren Booten auf die Suche nach weißen Korallen, die sie dann in Odessa zu verkaufen hofften. Großen Schrecken verbreitete ein Telegramm aus Mekka, das den Schiffsärzten mitteilte, am Tage der Abfahrt der Pilgerzüge sei die Cholera ausgebrochen. Viele wurden ein Opfer der Seuche, schon am Ufer, wo die Schwerkranken zurückgelassen werden mußten, sowie in dem kleinen Schiffslazarett, das Schwester Jenny betreute und das immer überfüllt war. Mit

manchen der Sterbenden konnte sie vor deren Ableben noch beten. Sie, die nur gewohnt waren, Allah anzurufen, wurden jetzt dem Vater Jesu Christi und seiner Barmherzigkeit anbefohlen.

Es waren insgesamt drei Monate, die Jenny unter den Pilgern zubrachte. Sie konnte nicht durch Wortverkündigung eine Zeugin ihres Herrn sein. Und doch sah sie hinterher auf das eigenartige Unternehmen, das so vor ihr noch kein Christ unternommen hatte, voll Dank zurück: »Gottes Geist sagte mir, daß sein Segen auf mir ruhte und er mich auf dem Wege, den ich unter seiner Leitung verfolgte, auch fernerhin führen werde. Wie oft hatte ich erfahren dürfen, wie bei diesen Mohammedanern meine Gegenwart, meine Hilfe, die Zuneigung, die ich ihnen bezeugte, ja der einzige Umstand, daß sie fühlten, daß jemand für sie da sei, nicht umsonst gewesen ist! Sie hatten diese wohltätige Wirkung oft empfunden, obgleich dieser ›jemand‹ eine entschiedene Jüngerin des Herrn war, dessen Abzeichen sie deutlich auf der Brust trug.

Ich durfte in dieser außergewöhnlichen Berührung mit der mohammedanischen Seele eine besondere Führung durch den Herrn erkennen. Mein Unternehmen war der erste Versuch dieser Art, und Gott hatte, um ihn ausführen zu lassen, eine seiner Dienerinnen ersehen, die scheinbar am wenigsten dazu taugte.«

Doch blieb bei Jenny de Mayer ein gewisses Unbefriedigtsein zurück. Sehr viel lieber noch als das, was sie erlebt und getan hatte, wäre ihr gewesen, sie hätte längere Zeit unter den Mohammedanern leben und dadurch einen nachhaltigeren Einfluß auf sie ausüben können. Dann hätte sie vielleicht auch ein entschiedenes Wortzeugnis für Christus ablegen können. Aber das letztere ist ja bis heute so schwer unter Mohammedanern und zeitigt so wenig nach außen sichtbare Frucht. Doch dann brach wieder bei ihr in der Rückschau das Staunen und Danken durch, daß das von ihr Erlebte so möglich gewesen war.

### *Samariterdienste in Dschidda*

Nach der Rückkehr begann Schwester Jenny wieder mit ihrem Reisedienst durch Turkestan. Es war ihr aber klar, daß sie im nächsten Jahr – 1913 – wieder nach Arabien reisen sollte. Sie tat das dieses Mal aber nicht als Arzthelferin auf dem Pilgerschiff.

Sondern sie begab sich über England und die Schweiz – wo sie in Zürich als Abgeordnete Turkestans an der Weltkonferenz der Sonntagschulen teilnahm – erst nach Kairo und dann nach Dschidda. Dieses Mal sorgte sie, im Unterschied zum Vorjahr, für einen reichen Vorrat an christlicher Literatur in arabischer und usbekischer Sprache und für Bibelteile in der Sprache der verschiedenen Länder, aus denen die Pilger kamen, die in Dschidda eintrafen. Als großes Hindernis empfand sie ihre Unkenntnis der arabischen Alltagssprache, die zu beherrschen in einer arabischen Stadt wie Dschidda natürlich vorteilhaft gewesen wäre. Mit manchen Pilgern aus Russisch-Zentralasien, mit denen sie es auch dieses Mal vor allem wieder zu tun haben würde – sie wohnten nach ihrer Ankunft und vor ihrer Abreise in großen Pilgerherbergen in Dschidda –, konnte sie sich einigermaßen in deren heimatlichen Sprachen unterhalten.

Während der Pilgerfahrten und dem Opferfest in Mekka eine Ambulanz und eine Apotheke betreiben – das war Jennys Plan. Freunde in Kairo hatten sie für diese Aufgabe reichlich ausgestattet: mit Medikamenten, Verbandsstoffen und verschiedenen Instrumenten. Sie fand für sich eine private Unterkunft und an anderer Stelle Räume für Ambulanz und Apotheke.

Ganz Dschidda staunte über Schwester Jenny! Sie war die einzige europäische Frau! Es gab zwar eine kleine Gruppe männlicher Europäer in der Hafenstadt am Roten Meer, vor allem die Konsuln verschiedener europäischer Länder, zu denen Rußland und Deutschland gehörten. Aber diese hatten alle ihre Frauen nicht in das meist glutheiße Dschidda mitgebracht.

Drei Monate war es Schwester Jenny vergönnt zu wirken. An Patienten fehlte es ihr nicht. Wie wir wissen, war sie hauptsächlich für die durchziehenden Pilger da, aber es kamen auch viele Leute aus der Stadt zu ihr, oder sie wurde in deren Wohnungen gerufen. Darunter waren Angehörige reicher und vornehmer Familien. Aber die Armen überwogen weit an Zahl. Wenn die Besucherinnen – die Patienten waren fast nur Frauen – ihre Krankheiten lebhaft und wortreich in Arabisch beschrieben, verstand Jenny oft kaum ein Wort davon. Es kam ihr darum fast wie ein zweites Sprachenwunder durch den Heiligen Geist vor – nach jenem ersten am Pfingstfest in Jerusalem in der Apostelzeit –, daß sie doch irgendwie herausbekam, was gemeint war. Sie schreibt:

»Daß ich 1030 pflichtgemäß eingetragene Krankheitsfälle erledigen konnte, von denen nur ein einziger durch meine Schuld zu Klagen Anlaß gab, das kann nur verstanden werden, wenn man annimmt, daß Gott mir die Fähigkeit schenkte, eine Sprache zu verstehen und anzuwenden, die mir fast völlig fremd war.«

Und weiter: »In der Regel benützte ich die Nachmittage dazu, bei den Gattinnen türkischer oder arabischer Beamter (Arabien befand sich damals unter türkischer Oberherrschaft) Besuche zu machen. Ich suchte sie aber nur dann auf, wenn man mich einlud. Meine Unkenntnis des landläufigen Arabisch und der medizinischen Fachausdrücke in dieser Sprache machten mir die Unterhaltung mit den Kranken fast unmöglich. Aber ich hatte immer eine Anzahl von arabischen Traktaten bei mir, die ich ihnen gab. Sie nahmen sie meistens gerne an, und es gelang uns auf irgendeine Weise, gegenseitig eine Stimmung des Wohlwollens, ja sogar warmer Zuneigung zu schaffen. Es ist meine feste Überzeugung, diese armen gefangenen Seelen haben trotz aller äußeren Hemmnis gefühlt, daß die erste ›weiße‹ Frau, mit der sie Umgang pflegten, ihre wohlmeinende Freundin war.«

### *Sogar nach Mekka hinein?*

Wenn die arabischen Traktate und Bibelteile auszugehen drohten, dann kam durch die Post immer wieder Nachschub aus Kairo und Port Said von der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft und vom Verlag der Nilland-Mission. Diese Sendungen wurden von der Zensur oder dem Zoll nie behelligt. Als aber einmal zwei Kisten als Frachtgut geschickt wurden, landeten diese beim Zoll. Auch das Zensurbüro nahm sich ihrer an. Sie wurden an den Kadi, den Richter, weitergegeben. Dieser war ganz entsetzt über den Inhalt und sagte erregt zu Jenny: »Was, eine solche Menge christlicher Schriften so nahe bei Mekka, und sogar das Evangelium ist darunter! Ich kann Ihnen nicht erlauben, diese Bücher zu behalten und an Mohammedaner auszuteilen. Das steht völlig außer Frage. Ich muß alles nach Mekka an den dortigen Geistlichen Rat schicken und einen Bericht verfassen. Der Rat wird dann entscheiden, was zu tun ist.«

Schwester Jenny, die nach ihrer Gewohnheit überall die Füh-

rungen Gottes erspürte, meinte: »Nun drangen mehrere Hundert Evangelien und Psalmen in die Hochburg des Islam ein, und Hände von Mohammedanern mußten sie sogar dorthin tragen! Der Zweck, den wir uns vorgenommen hatten und für welchen der Agent der Bibelgesellschaft und ich gebetet hatten, war erreicht. Ohne Zweifel machten ein großer Teil der Bücher, die ja einem Mohammedaner zu lesen verboten waren, die Runde in Privathäusern und Büros. Sie wurden vielleicht nur aus Neugier gelesen, aber auch so war der Heilige Geist am Werk. Nie hätte ich hoffen können, selbst einmal das Evangelium in die Hände eines der Geistlichen Räte des Islam und gar noch ins Zentrum von Mekka zu übergeben. Gott wußte es und hatte darum dieses seltsame Zusammentreffen der Umstände zum guten Gelingen geschenkt.«

Einige Wochen später schickte der Kadi die Psalmen zurück. Diese durften also verteilt werden. Die Evangelien hatte man in Mekka zurückbehalten.

Eine Zeitlang hegte Schwester Jenny einen ganz kühnen Gedanken. Es war ihr zu Ohren gekommen, daß die Pilgerfrauen aus Russisch-Zentralasien, die sie in Dschidda behandelt hatte, eine solche Behandlung gern auch in Mekka fortgesetzt sähen. Sie ließ einen hervorragenden Kenner des Arabischen ein Bittgesuch an die Behörden in Mekka aufsetzen, man möge ihr doch einen Besuch und Dienst dort erlauben. Empfänger war der Oberinspektor des Sanitätswesens in der Heiligen Stadt der Mohammedaner. Es ging ihr darum, daß sie von den türkischen und arabischen Behörden als eine entschiedene Jüngerin Jesu anerkannt wurde, die als solche Mekka betrat, um dort den Frauen, die es bedurften, beizustehen.

Was Schwester Jenny sich in ihrem Brief wünschte, erschien offenbar den Verantwortlichen in Mekka doch als zu ungeheuerlich. Eine europäische Frau, die eine entschiedene Christin und bewußte Jüngerin Jesu war, wollte sich in das Heiligtum des Islam »hineindrängen«! So faßten sie das Schreiben auf. Es erschien bei der russischen Rotkreuzschwester ein besonderer Bote, der den Befehl überbrachte, sie solle Dschidda mit dem nächsten Schiff nach Suez verlassen. Er sagte: »Sie sind eine Christin und Missionarin, und die Weisung ist eindeutig klar. Sie ist endgültig.«

Es wurde außerdem noch beanstandet, daß sich Jenny de Mayer als eine »Frau Doktor« betätigt habe, ohne ein Doktordiplom zu

besitzen, weder ein russisches noch ein türkisches. In der letzteren Hinsicht versuchte Jenny, den Boten zu beruhigen: Sie gedenke im nächsten Jahr wiederzukommen, und dann wolle sie als erstes der Gesundheitsbehörde in Mekka ein Diplom vorlegen! Als sie kurz vor Weihnachten 1913 nach Kairo abreiste und später nach Turkestan zurückkehrte, tat sie es mit der inneren Bereitschaft: »Herr, ich überlasse in allem dir die weitere Entwicklung dieses Werkes.«

### *Trotz Krieg noch einmal in Dschidda!*

Was Jenny de Mayer für das nächste Jahr – 1914 – erhoffte, ist tatsächlich eingetroffen: Sie ist noch einmal nach Dschidda gereist, obwohl inzwischen schon der Erste Weltkrieg ausgebrochen war! Das war mit ihrem russischen Paß noch möglich. Als Reisebegleitung bei der Fahrt durch das Rote Meer hatte sie zwei Söhne eines der höchsten Würdenträger der islamischen Welt, des Scherifs von Mekka. Das arabische Wort »Scherif« bedeutet »erhaben« und ist der Titel der Nachkommen Mohammeds. Wie ihr Vater trugen auch die beiden Söhne den hohen Namen. Vor allem einer von ihnen, Abdullah, ließ sich in Gespräche mit Schwester Jenny ein. Begreiflicherweise war diese darüber überaus glücklich.

Als sie sah, wie anlässlich des Aufenthalts des Schiffes in einem kleinen Hafen der Sinai-Halbinsel dort ehrfurchtsvoll die Dorfbevölkerung erschien und den beiden jugendlichen Scherifs ein Schaf als Ehrengabe überbrachte, überlegte sie, welches Geschenk sie wohl darbringen könne. Sie wählte zwölf kleine arabische Traktate aus ihrem Bestand aus, band diese mit einem hübschen Seidenband zusammen und bat »Ihre Königliche Hoheit« – wie man respektvoll sagen mußte – das Päcklein anzunehmen. Der Fürst tat es höflich und freundlich, und die Überschriften der Traktate bildeten die Themen in dem gleich einsetzenden längeren Gespräch über Glaubensfragen. Es ist immer wieder erstaunlich und einzigartig, vor wem und wo überall Jenny de Mayer, die Zeugin Jesu Christi in der mohammedanischen Welt, ihr Zeugnis anbringen konnte!

Der Aufenthalt in Dschidda dauerte dieses Mal nur drei kurze



Wochen. Jenny spürte überall eine große Zurückhaltung, ja Ablehnung ihr gegenüber. Alles war ganz anders als im vorigen Jahr. Es kam auch zu keiner ärztlichen Tätigkeit. Als ihren Eindruck formulierte sie: »Ich wußte, daß ich dieses Mal in Dschidda eine zum voraus verurteilte Europäerin war. Wann, wo und durch wen würde ich wohl den Todesstoß erhalten?« Der russische Konsul riet ihr nachdrücklich: »Reisen Sie so schnell wie möglich wieder ab!« Das wollte sie erst nicht, weil sie sich keines Vergehens bewußt war. Sie tat es dann aber doch und erhielt von einem Mitpassagier, welcher der einzige männliche Europäer auf dem Schiff war, in einem Gespräch die Information, daß ihre Ermordung durch mohammedanische Fanatiker eine beschlossene Sache gewesen sei; glücklicherweise sei sie ihr durch ihre Abreise zugekommen.

In Kairo angekommen, suchte Jenny sogleich den uns bekannten Dr. Samuel Zwemer und seine Gattin auf. Dieser hörte dem Bericht von ihren Erlebnissen gespannt zu. Dann rückte er mit einer originellen Idee heraus: »Sie sind dem Scherif Abdullah begegnet. Er hat aus Ihrem Munde das Evangelium gehört. Wir wollen ihm eine prächtige arabische Bibel nach Mekka übersenden. Ja, die Bibel soll ins Herz des Islam gelangen!«

Der Plan wurde sofort ausgeführt. Auf das erste Blatt des Buches wurde in schönster arabischer Schrift der Wunsch geschrieben, daß dem Empfänger ein reicher Segen beim Lesen von Gottes heiligem Wort zuteil werden möge, »in Erinnerung an die christliche Frau, die in Gesellschaft Ihrer Königlichen Hoheit nach Dschidda reiste«.

Schwester Jennys eigener kurzer Rückblick auf ihr »arabisches Abenteuer« lautete: »Mit dem Absenden der Bibel nach Mekka endete mein Dschidda-Unternehmen, das ich mit Gott gewagt hatte. Es ist ganz sicher, daß diese Bibel, als beste aller Gaben, den Scherif Abdullah erreicht hat. Sie war es ja, die meinem Dschidda-Dasein als Zweck gedient hatte und dessen Wert und Sinn allein darin lag, den Herrn Jesus den mohammedanischen Herzen so nahe wie möglich zu bringen.«

Über die nun folgende Zeit liegt nur eine knappe Notiz von Jenny de Mayer vor: »Nachdem ich im Herbst 1914 Ägypten verlassen hatte, verbrachte ich die nächsten Jahre während des Krieges teils in Rußland (Turkestan), teils in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten von Amerika.« Sie war weiterhin russische Staatsangehörige und mit dem ganzen Herzen dem russischen Land und seinen Menschen verbunden. Ja, ein richtiges Heimweh kam über sie, was ihre folgenden Sätze zeigen:

»1921 war mein Plan, nach Turkestan zurückzukehren, gereift. Meine Familie und Freunde rieten mir jedoch ab, da es zu gefahrvoll sei, und mit der Begründung, daß, wer immer nur könne, das bolschewistisch gewordene Rußland verlasse, um im Ausland Zuflucht und Sicherheit zu finden. Mich aber zog es mit allen Fasern dorthin, wo ich fühlte, daß ich hingehörte und wo ich hoffte, so Gott es mir gewährte, ihm auch fernerhin auf dieselbe Weise zu dienen, wie ich es vor der Revolution getan hatte.

Ich gab den Gedanken, aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz, nicht auf, doch noch einmal vor den Mohammedanern Russisch-Zentralasiens für Christus zeugen zu dürfen, und dies, obgleich ich wußte, welcher Flut von Verfolgungen bekennende Christen dort, wie überhaupt im ganzen Reich, ausgesetzt waren. Daß auch ich früher oder später in Sowjetrußland meiner Freiheit beraubt würde, war mir bewußt. Ich wählte also freiwillig und wissentlich diesen nicht leichten Weg.«

Tatsächlich, im Mai 1922 überschritt Jenny de Mayer, von Indien her, das damals noch eine britische Kolonie war, anreisend die russische Grenze und gelangte nach Aschchabad in Turkmenien. Es war ihr ganz klar, daß sich damit – so ihre eigenen Worte – »eine eiserne Tür hinter ihr geschlossen hatte«.

Was sich in den folgenden Jahren alles für Schwester Jenny »hinter der eisernen Tür« ereignete, das kann – so bewegend es ist – im einzelnen nicht dargestellt werden. Der zur Verfügung stehende Raum erlaubt es nicht. Ihr russisches Vermögen hatte sie durch die Revolution und einen Währungszusammenbruch verloren, doch besaß sie im Ausland noch ererbtes Vermögen. Davon konnte ihre Schwester ihr je und dann eine geldliche Zuwendung

machen, die sie auch meist erreichte und von der sie manchmal sogar noch andere unterstützen konnte.

Dadurch, daß sie in immer neue Gefängnisse verlegt oder – in relativer Freiheit lebend – an diesen und jenen Ort verbannt wurde, verlor sich ihre Spur manchmal für ihre Angehörigen. Doch dann geschah wieder das, was sie dankbar in den folgenden Worten berichtet: »Meine teure Schwester in England, Mrs. Howe, hatte endlich mit vieler Mühe meinen Aufenthaltsort ausfindig gemacht und versorgte mich durch das Rote Kreuz in Moskau mit Geld, kleinen Proviantpaketen und Büchern.« Es blieb auch ihre englische Bibel stets in ihrem Besitz und konnte die göttliche Macht, zu trösten und zu stärken, entfalten.

### *Vierzehn Jahre unter der Sowjetherrschaft*

Die 14 Jahre, die Jenny de Mayer nach ihrer freiwilligen Rückkehr nach Rußland unter der Sowjetherrschaft lebte, war sie den staatlichen Behörden, vor allem der Geheimpolizei, der sogenannten GPU, als »Antirevolutionärin« und »religiöse Propagandistin« verdächtig. Immer wieder wurde sie Verhören ausgesetzt, immer wieder mit oft vielen andern Gefangenen in Gefängniszellen hineingepfercht. Von direkten körperlichen Mißhandlungen blieb sie verschont. – Daß sie vielen Anfechtungen ausgesetzt war, das gab sie in ihrem gedruckten Lebensbericht mehr als einmal zu. Ein Beispiel:

»Ich muß gestehen, daß die vielen mitternächtlichen und quälenden Verhöre mich bedrückten und mein Gemüt beängstigten. Ich litt unter dem Gefühl des Druckes und der inneren Spannung, was sich in schweren Träumen und Alpdruck äußerte.« Körper und Nerven waren oft arg mitgenommen: »Drei Monate des absoluten Alleinseins, der kalten Feuchtigkeit der Wände, an denen das Wasser entlanglief, hatten mich ernstlich entkräftet, und die die Nerven angreifenden nächtlichen Verhöre hatten zur Folge, daß ich an furchtbaren Kopfschmerzen litt. Ich verlor den Schlaf, und öfter, wenn der Direktor nachts die Zellen inspizierte, fand er mich zitternd und vor Schmerzen stöhnend auf meiner Pritsche sitzen.«

Einmal schreibt sie: »Diese Zelle war der neunundvierzigste

Raum, den ich nun seit meiner Gefangennahme zu bewohnen hatte, und während der Monate, die ich hier verbrachte, sah ich kein anderes Gesicht als das des Arztgehilfen, der wachhabenden Soldaten und des Gefängnisdirektors.« Alleinsein war das eine Los, das Jenny immer wieder beschieden war. Das andere waren mit vielen oder wenigen Frauen geteilte Zellen, in denen sie manchmal wahren Bestien begegnete, die sie, die fromme Christin und gebildete Dame, mit schmutzigen Worten und allerlei Lästereien überhäufte. Gott schenkte es ihr aber, daß sie bei solchen Ausbrüchen immer gelassen und liebevoll bleiben konnte. Das hatte zur Folge, daß manche geifernde und fluchende Mitgefängene mit der Zeit stiller wurde, sich wandelte und für die Botschaft von Christus, die Jenny bei aller gebotenen Zurückhaltung immer wieder zu bezeugen wagte, offen wurde.

Wieder ihr eigener Bericht: »Obgleich eine Gefangene in Banden, war ich doch frei, den köstlichen Samen auszusäen und den Auftrag meines Meisters auf diese Weise auszuführen. Ich durfte von ihm zeugen und sogar das Evangelium laut vorlesen, trotz der Mißbilligung der Gefängnisverwaltung. Der Herr hielt diese sichtbar davon ab, mir diese Dienste an den Mitgefängenen zu verbieten.« Als sie wieder einmal aus einer Schar von Gefängenen an einen andern Ort gebracht wurde, sagte eine der Zurückbleibenden – sie erfuhr diesen Ausspruch –: »Mit der Kameradin Mayer ist Jesus Christus unter uns gewesen.«

Wir erfuhren schon am Anfang dieses Kapitels, daß Schwester Jenny nicht nur Gefängnisaufenthalte erlebte, sondern daß sie auch in Freiheit leben konnte. Das war allerdings keine Freiheit in unserm Sinne, die ihr erlaubt hätte, ihren Aufenthaltsort und ihre Tätigkeit nur selber zu wählen. Es handelte sich um eine Art Verbannung oder Verschickung in eine bestimmte Gegend Rußlands. Sie konnte dabei einige Male in ihrem eigenen kleinen Häuschen wohnen und sich einen Blumengarten und Gemüsebeete anlegen. Man sprach in solchem Falle von »Ansiedlern«. Einmal durfte sie sogar ihren Verschickungsort selber wählen. Sie entschied sich für ein Dorf im Ural, wo in der Nähe deutschstämmige Mennoniten wohnten.

Zu ihren geliebten Mohammedanern ist Jenny de Mayer nicht mehr gekommen. Nur einmal teilte sie einen Zellaufenthalt mit einer vornehmen mohammedanischen Frau, die später vom Ho-

hen Gerichtshof in Moskau zum Tode verurteilt wurde. Jenny hatte nach den kurzen gemeinsam verlebten Wochen die Hoffnung, ja fast die Gewißheit, daß ihr Zeugnis von Christus an dieser Mitgefangenen gesegnet war und das angefangene Glaubenswerk bei ihr vollendet würde.

Wie sich auch Schwester Jennys Los in den genannten 14 Jahren gestaltet hat, immer wieder war es ihr dankbar bezeugtes Erleben: »Ich spürte Gottes Gegenwart. Tag um Tag erhielt ich von ihm die Kräfte, die ich brauchte.«

Endlich, im Spätherbst 1935, erhielt Jenny de Mayer die Nachricht, daß sie ihren damaligen Verbannungsort – Melitopol am Nordufer des Schwarzen Meeres – verlassen und in Freiheit jederzeit nach Moskau reisen dürfe. Von dort könne sie sich zu ihren Verwandten, die damals in Westeuropa lebten, begeben. Erst viel später erfuhr sie, daß sie ihre Freilassung der persönlichen Fürsprache eines englischen Grafen, des Earl Buxton, verdankte. Dieser war von Londoner Missionsfreunden, die Jenny de Mayers einstige Schriftenverbreitung in Russisch-Mittelasien kannten und schätzten, gebeten worden, während seines Besuches in Moskau bei Stalin für die tapfere Zeugin einzutreten.

Hören wir sie zum Abschluß noch einmal selber: »Oft bin ich gefragt worden, wie ich es verstehe, daß Gott der Herr, um dessentwillen ich mich ja doch in die Gefahr einer Verhaftung begeben hatte, mich so lange in der Hand seiner Feinde lassen konnte. Ich darf es mit freudigem Dank bezeugen, daß ich seine Wege immer angenommen und ihm seine Führungen nie vorgeworfen habe. Das Leiden war nicht Strafe, sondern diente nur zur nötigen Läuterung. Wer wagte es, von sich zu sagen, daß er eine solche nicht brauchte? Ich war überzeugt, daß der Herr einen besonderen Zweck mit meinen mehrfachen Aufenthalten in den verschiedenen Gefängnissen und Verbannungsorten mit mir vorhatte. Ich hatte ihm mein Leben geweiht, es in seinen Dienst gestellt mit dem Wunsche, er möge mich zu solcher Arbeit verwenden, die weder von einzelnen unabhängigen Arbeitern in seinem Weinberge noch von Missionaren irgendwelcher Missionsgesellschaften getan würde. Und diese meine Bitte wurde gnädig erhört.«

# Arno Pagel erinnert sich

Arno Pagel gehörte der Bekennenden Kirche an, war EC-Bundespfarrer, EC-Weltbundpräsident und Missionsdirektor. Zugleich ist er bis heute als Evangelist und Schriftsteller tätig, wobei ihm besonders die Väter und Mütter des Pietismus am Herzen liegen.

Seine Lebenserinnerungen liegen in zwei Büchern vor:

## **Es bleibt der Dank**

Wege, die ich ging – Menschen, die ich traf  
Edition C, Nr. C 248, 220 Seiten

»Mir sind manche Führungen und Begegnungen zuteil geworden, für die ich Gott danke und die vielleicht auch anderen helfen können, in ihrem Leben das Dankenswerte zu sehen und nicht zu vergessen. Deshalb habe ich dieses Buch geschrieben.«

## **Damit sie das Leben haben**

Begegnungen aus aller Welt  
Edition C, Nr. C 272, 152 Seiten

»Wie verschieden die hier zusammengetragenen Begegnungen und Begebenheiten auch verlaufen sind – sie haben alle mit Jesus Christus zu tun. In irgendeiner Weise durchzieht sie alle das Bekenntnis: Jesus ist der Sohn Gottes, der den Menschen Leben und Rettung bringt, der ihrem Leben wahren Sinn und echten Halt gibt.«

Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH  
Marburg an der Lahn

# Zwei Bücher von Arno Pagel

## **Mütter**

Edition C, Nr. C 83, 155 Seiten

Dieses Buch berichtet von Müttern, deren Leben, Wirken und Gebetstreue sich gesegnet in ihren Familien und darüber hinaus ausgewirkt hat.

*Wilhelmine Funcke* –

die Mutter des bekannten Schriftstellers Otto Funcke

*Hulda Humburg* –

die Mutter von Paul Humburg, einer der eindrucksvollsten Gestalten der bekennenden Kirche aus der Zeit des Dritten Reiches

*Rosalie Hahn* –

die Mutter des baltischen Märtyrers Traugott Hahn

*Marie Hesse* –

die Mutter des Dichters und Nobelpreisträgers Hermann Hesse

*Beate Paulus* –

deren Vater Philipp Matthäus Hahn und Großvater Johann Friedrich Flattich Originale des schwäbischen Pietismus waren

*Friederike Hofacker* –

die ihren Sohn Ludwig, den bekannten württembergischen Erweckungsprediger, in seiner langwierigen Krankheitszeit mit unermüdlicher Liebe und Treue begleitet und gepflegt hat

## **Es hat sie nicht gereut**

Edition C, Nr. C 199, 162 Seiten

Ein weiteres Buch mit Lebensbildern von Frauen

Wer sind die Dargestellten?

*Elisabeth Krieger geb. Busch* –

eine Schwester der bekannten Christuszeugen Wilhelm und Johannes Busch

*Amalie Sieveking* –

die Freundin der Hamburger Kranken und Armen

*Catherine Booth* –

die »Mutter der Heilsarmee«

*Wilhelmine Fischbach* –

eine schlichte Siegerländer Tagelöhnerin

*Marie Waldsee* –

die Gattin eines Generalfeldmarschalls

*Marie Schlieps* –

eine Diakonisse aus dem Baltenland, die im Dienst an ihren Mitschwestern das Wort aus 1. Johannes 3, 16 praktizierte: »Daran haben wir erkannt die Liebe, daß er sein Leben für uns gelassen hat; und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen.«







»Der ›Osten‹ ist ein sehr umfangreicher geographischer Bereich. In diesem Buch ist er auf Rußland bezogen, und zwar auf das Rußland vor der bolschewistischen Revolution. Es beschäftigt sich mit geistlichen Bewegungen und Persönlichkeiten, die für die Geschichte des Reiches Gottes in Rußland besondere Bedeutung haben.

*Es ist viel Licht und Liebe in den Osten getragen worden. Das kann den Leser dankbar stimmen und ihn zur Hoffnung und Fürbitte auch für das heutige Rußland bewegen.«*

Die behandelten Personen sind:

**Felician von Zarembo**

**Friedrich Wilhelm Baedeker**

**Modest Modestowitsch Korff**

**Paul Nicolay (Pavel Nicolajewitsch)**

**Mathilda Wrede**

**Jenny Eugenia de Mayer**

ISBN 3-88224-862-9

**FRANCKE**

Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

**EDITION C**